Die Erbgrafen.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.



Erstes Kapitel.

Auf Schloß Werdenburg herrschten Verwirrung und Entzweiung.

Die Gräfin Ferdinande war in der Frühe mit ihren Gästen eingetroffen. Sie hatte sie untergebracht.

Wie die Herrschaft im Schlosse noch schlief, so hatte auch die Comtesse nur dafür Sorge getragen, daß ihre Gäste die Ruhe fanden, deren sie alle so sehr bedurften, und sie hatte sich selbst zur Ruhe begeben. Das Weitere werde sich dann später finden, dachte sie.

Sie hatte eine eigenthümliche Stellung im Schlosse. Sie war eine Herrin darin für sich; sie ging ihren eigenen Weg; wer etwas von ihr wollte, mußte zu ihr kommen. Sie wollte von Niemand etwas, oder was

sie wollte, befahl sie. So kümmerte sie sich auch um ihre Aeltern nicht, wenn es ihr nicht gerade gefiel.

Als sie nach ihrer Rückkehr von der Schwalenburg sich ausgeruht hatte, gefiel es ihr nur, zu ihrer Mutter zu gehen.

„Unterthänigen guten Morgen, Mutter!"

„Guten Morgen, Ferdinande. Wann bist Du zurückgekehrt?"

„Heute in der Frühe. Ich habe Gäste von der Schwalenburg mitgebracht, Mutter."

„Wen?"

„Zuerst Annettens Kind mit seiner Wärterin. Sie sind für die Tante Schleigheim. Sie ist doch noch hier?"

„Sie ist noch hier, aber sie wird nichts von dem Kinde wissen wollen."

„So gehen Kind und Wärterin mich an. Zweitens ist Evchen Treue mit mir gekommen. Sie geht mich an und Sie, gnädige Mutter. Sie lieben sie und Sie dürfen sie lieben. Wir hatten ihr Unrecht gethan. Ich bat es ihr schon ab. Werden auch Sie es?"

„Ich liebe sie", erwiderte die Gräfin.

„Und ich wollte, sie dürfte auch noch einen Dritten angehen, ihn zu allernächst. Ich liebe sie wie eine Schwester. Aber es geht nicht; es geht trotz alledem nicht."

Die regierende Gräfin schwieg.

Comtesse Ferdinande fuhr fort:

„Drittens, Mutter, habe ich Ihnen eine Freundin mitgebracht.“

Die Gräfin sah verwundert auf.

„Mir, Ferdinande?“

„Die würdige Mutter aus dem Annunciatenkloster zu Waldenbrück. Die Nonnen sind gestern aus dem Kloster vertrieben worden. Die würdige Mutter hatte ein vorläufiges Unterkommen auf der Schwalenburg gefunden. Sie konnte dort nicht bleiben. Ich nahm sie mit hierher. Darf ich sie zu Ihnen führen? Sie wird Ihre Freundin werden, Mutter. Sie ist eine vortreffliche, edle Dame, und ein eigenthümliches Ereigniß bürgt zugleich für ihre edle Geburt. Sie wissen, ich halte darauf. Sie sehen mich an, Mutter? Sie denken an Evchen Treue, die ich meine Freundin, meine Schwester nannte, obwohl sie die Schreiberstochter ist?“

Die regierende Gräfin hatte in tiefem Sinnen gesessen und darin vielleicht unwillkürlich ihre Tochter angesehen.

„Nein, Ferdinande“, sagte sie, „daran dachte ich nicht. Meine Gedanken beschäftigten sich mit der würdigen Mutter. Welch eine vortreffliche Frau sie ist, weiß ich von Evchen, die sie als eine mütterliche Freundin

verehrt. Ich mußte aber auch an sonderbare Umstände denken, die mit ihrer Ankunft in dem Kloster zu Waldenbrück verbunden gewesen waren und an die sich dann seltsame Gerüchte geknüpft hatten."

Comtesse Ferdinande war aufmerksam, neugierig geworden.

„Können Sie mir Ereignisse und Gerüchte mittheilen, Mutter?"

„Ich erinnere mich selbst leider nur noch dunkel. Die würdige Mutter war schon lange, bevor ich Gräfin Werdenburg war, in dem Kloster angekommen. Man sprach davon, sie sei mitten in der Nacht, auf geheimnißvolle Weise, in einer vornehmen Kutsche, begleitet von einem vornehmen Herrn, in das Kloster gebracht worden. Sie sei damals ein blutjunges Kind von fünfzehn oder sechzehn Jahren gewesen und bildschön. Das sind die Thatsachen, soweit ich mich ihrer erinnere. Die Gerüchte, die sich daran knüpften, wollten wissen, ihr Begleiter sei der Minister oder Kammerherr eines regierenden Fürsten gewesen, sie selbst die Tochter des Fürsten, der aus irgend einem politischen Grunde das arme Kind in dem frühen Alter auf jene geheimnißvolle Weise, in der Absicht, daß die Welt nie etwas von ihr erfahre, in dem Kloster habe begraben lassen."

Auch die Comtesse Ferdinande war in tiefes Sinnen versunken.

„Wissen Sie die Zeit, Mutter, wann sie in das Kloster kam?" fragte sie.

„Wenn ich mich recht besinne, so muß es vor etwa vierzig Jahren gewesen sein."

„Mutter!" fuhr die Comtesse auf.

„Was ist Dir, Ferdinande?"

„Mutter, seit wann sind die Erbgrafen Leopold und Franz verschwunden?"

„Was bringt Dich auf die Frage?"

„Beantworte sie mir", drängte die Comtesse, wie sie wenige Stunden vorher den alten Diener Konrad gedrängt hatte.

Sie sagte Du zu der Mutter. Sie vergaß in ihrer Aufregung die Etikette.

„Seit dem Frühjahre 1761", antwortete die Gräfin.

„Mutter, Mutter —"

Die Comtesse Ferdinande mußte sich sammeln, bevor sie weiter sprechen konnte.

„Ich sagte Dir nicht, Mutter, wer die Nonne auf der Schwalenburg untergebracht hatte."

„Ich denke, Leopold, durch Evchen's Vermittelung."

„Nein! Ein Fremder, der seit vorgestern sich in der Gegend aufhält, ein Malteserritter, ein hoher Greis;

und, Mutter, die Handschrift dieses Fremden gleicht der meines Vaters."

„Ferdinande!" fuhr auch die regierende Gräfin auf.

„Sahst Du den Fremden?" fragte sie dann.

„Nein."

„Sprachst Du mit der würdigen Mutter von ihm?"

„Sie hatte von ihm keine Ahnung."

„Erzähltest Du ihr von den verschwundenen Erbgrafen?"

„Ich hatte zu wenig Anhalt dazu. Selbst nach der Auskunft, die ich jetzt von Dir erhalten habe, möchte ich es nicht."

„Du hast Recht, Ferdinande. Aber was weiter?"

„Nachforschen und bis dahin schweigen."

„Wie könntest Du nachforschen?"

„Ich werde es finden. Darf ich die würdige Mutter zu Dir führen?"

„Ich bin gespannt auf sie. Aber", besann sich die Gräfin dann, „führe mich zu ihr. Sie ist Gast in meinem Hause, sie ist eine alte Frau, eine geistliche Frau."

„So ist es, Mutter, und Du vergibst Dir nichts."

Die Comtesse führte die regierende Gräfin zu dem Zimmer der würdigen Mutter.

„Meine Mutter, würdige Frau!“ sagte sie einfach.

Sie ließ die beiden alten Damen allein.

Sie kehrte zu ihrem Zimmer zurück.

Neben diesem war nach ihrer Bestimmung das Evchen's.

Sie ging zu dem Kinde.

Sie fand sie reisefertig.

„Wohin?“ fragte sie.

„Ich war bei dem Kinde“, antwortete Evchen. „Es hat hier der Pflege vollauf. Ich wollte nach Seehausen zurückkehren.“

„Du wirst hier bleiben, Evchen“, bat die Comtesse mehr, als sie befahl.

„Lassen Sie mich, Comtesse Ferdinande!“

„Bleibe noch eine Stunde. Ich meine, es müsse sich unterdeß hier was ereignen, wobei ich auch Dich haben möchte.“

Evchen blieb.

„Und nun?“ fragte sich die Comtesse.

Sie klingelte ihrer Kammerfrau.

„Hat Niemand meinen Oheim gesehen?“

„Der Herr Graf Kurt promenirt im Garten.“

„Gehen wir in den Garten, Evchen.“

Sie gingen in den Garten.

Die Gartenanlagen bildeten einen Theil des großen

Parks, der das Schloß umgab; sie befanden sich zunächst am Schlosse.

Der Graf Kurt war nicht darin.

„Gehen wir weiter in den Park."

Sie gingen weiter in den Park.

Die Comtesse schien dringend ihren Oheim sprechen zu müssen.

Wo sollte sie ihn in dem weitläufigen Parke finden, dessen Umfang vielleicht über eine Quadratmeile betrug? Sie wußte es.

Nicht weit von der Gartenpartie, nach der Seeseite hin, befand sich ein kleiner runder, von hundertjährigen hohen Eichen und von Gebüsch umgeben erheimlicher Rasenplatz. Nur auf einer Seite zeigte das dichte Gebüsch eine Lichtung nach dem See hin, und man sah durch sie den See und an dessen anderem Ufer das Vorwerk Seehausen und über dieses im Hintergrunde den weißen Pfarrthurm und den grauen Franciscanerthurm der Stadt Waldenbrück hervorragen. Es war der Spielplatz der gräflichen Kinder, vielleicht schon seit Hunderten von Jahren. Die Comtesse Ferdinande hatte als Kind dort gespielt, noch mit ihrem Bruder, dem Erbgrafen Leopold. Vor den Beiden hatten ihre Oheime dort als Knaben ihren Hauptspielplatz gehabt; ob auch ihre Tante Schleigheim, wußte der Onkel Kurt nicht.

Desto mehr erzählte der kleine freundliche Greis mit dem Gesichte und dem Verstande eines Kindes von sechs Jahren, wie er und die beiden verschwundenen Erbgrafen, weniger der ernste Graf Eberhard — das Wort pedantisch kannte der kleine Herr nicht — als Kinder sich dort herumgetrieben, wie die beiden Erbgrafen immer so fröhlich, fast wild und ausgelassen, aber gegen ihn immer so freundlich und zuvorkommend gewesen. In der Mitte des Platzes stand ein kleiner Tempel, roh von rohem Holze zusammengeflochten und gezimmert; an der Seite waren in gleicher Weise Ruhebänke errichtet. Der Graf Kurt wußte, wie die beiden Erbgrafen die Baumeister gewesen, und er erzählte mit Stolz, wie er ihnen dabei geholfen habe.

Und wie der Graf Kurt ein Kind geblieben war, so war auch der Spielplatz seiner Kindheit noch heute sein Lieblingsaufenthalt.

„Dort werden wir ihn finden", sagte die Comtesse Ferdinande zu Evchen.

Sie gingen dahin.

Schon auf der Mitte des Weges kam ihnen der kleine Graf entgegen. Er war sehr eilig, er lief fast; sein Gesicht war schneeweiß; er warf es mehrmals zur Seite, als wenn er hinter sich blicken wolle; er hatte nicht den Muth dazu.

„Was hat der Onkel?“

Da sah er die beiden Damen.

Er ging langsamer; sein Gesichtchen erhielt wieder Farbe. Er war nicht mehr allein, er hatte seinen kleinen Muth wieder, vielmehr seine große Furcht verloren. Er wagte sich umzusehen. Er sah freilich nichts.

„Was hattest Du gesehen, Onkel Kurt?“

„Ein Gespenst, Ferdinande, ein leibhaftes Gespenst. Es bewegte sich.“

„Und wie sah dieses Gespenst aus?“

„Es war groß und weiß und schwarz.“

„Und wo war es?“

„Auf dem Spielplatze. Es war ganz allein da, und es wurde mir so grausig.“

„Und was that es?“

„Es saß auf der Bank, weißt Du, auf der man den See sieht, und Seehausen und die Thürme der Stadt. Ich habe sie gezimmert, die Bank, ich mit den beiden Erbgrafen. Und da saß er und schaute nach dem See hin, zuerst ganz starr und unbeweglich, dann wandte er das Gesicht zur Seite, nach mir hin, und sie waren es, Ferdinande; sie waren es, Du kannst es mir glauben, Ferdinande.“

„Wer war es, Onkel Kurt?“

„Nun, sie, die beiden Erbgrafen, meine Brüder.“

„Du hattest ja nur einen gesehen, Onkel Kurt.“

„Ja, ja, aber man konnte ja nie unterscheiden, wer der Graf Leopold und wer der Graf Franz war, und einer von beiden war es.“

„Sah er Dich, Onkel?“

„Nein. Ich stand anfangs starr wie er. Dann bekam ich einen großen Schreck. Ich lief davon, und ich meinte, er sei hinter mir her. Aber als Ihr kamt, sah ich ihn nicht mehr.“

„Er war also noch da, als Du fortgingst?“

„Er saß noch auf der Bank.“

„Gehen wir zu ihm, Onkel.“

„Ich soll zu ihm zurückkehren?“

„Mit uns.“

„Für Alles in der Welt nicht; da müßt Ihr allein gehen.“

„Vorher eine Frage, Onkel Kurt. Bei wem hast Du schreiben gelernt?“

„Wir hatten einen Schreibmeister auf dem Schlosse.“

„Wer waren die wir?“

„Nun, wir sämmtliche Geschwister, ich und Dein Vater, die beiden verschwundenen Erbgrafen und auch die Schwester Schleigheim.“

„Ihr alle hattet denselben Lehrer?“

„Ja, ja, Ferdinande, und unser aller Handschriften

waren einander sehr ähnlich. Der Schreibmeister sagte uns das oft. Nur ich schriebe schlechter als die Andern, meinte er."

„Du willst uns also nicht zu dem Spielplatze begleiten, Onkel?"

„Nein, nein!"

Er wollte zum Schlosse eilen.

Es fiel ihm noch etwas ein.

„Ferdinande, was ist heute Nacht auf der Schwalenburg vorgefallen?"

„Warum fragst Du, Onkel Kurt?"

„Dein Vater ist wieder sehr böse auf Leopold, auf Dich auch. Er hat den Justizdirector rufen lassen. Sie sitzen schon lange beisammen."

„So, so!" sagte die Comtesse. „Auf der Schwalenburg sind die Preußen, Onkel. Sie werden auch hierher kommen."

„O, o, Ferdinande, solange wir noch hier sind und Recht gilt, werden sie nicht kommen."

„Du sprichst wie ein Weiser, Onkel Kurt. Aber willst Du uns nicht zu Deinem Gespenste begleiten?"

„Nein, nein", rief der kleine Graf noch einmal.

Er lief schon dem Schlosse zu.

„Gehen wir allein, Evchen."

Die Beiden gingen allein weiter.

„Gehen wir leise, Evchen, damit er sich nicht zu früh entfernt, wenn er uns hört.“

Evchen mußte doch eine Frage aussprechen.

„Errathe ich Ihre Ahnung, Comtesse Ferdinande?“

„Sprich, Kind.“

„Sie glauben, einer der verschwundenen Erbgrafen sei plötzlich zurückgekehrt?“

„Ja.“

„Der Malteserritter sei es?“

„Ja, mein Kind. Und welche Welt von Ereignissen müßte sich aufthun, wenn ich Recht hätte! Und daß ich Recht habe, spricht nicht auch Dein Errathen meiner Gedanken dafür? Was hat ihn zurückgeführt, nach den vielen, langen Jahren, nach fast einem halben Jahrhundert? Warum war er so lange verschwunden? Warum kehrt er allein zurück, ohne den Andern, der mit ihm verschwunden war? Was ist aus dem Zwillingsbruder geworden? Sie hatten sich geliebt, die Beiden, als wenn sie ein Herz und eine Seele wären. O, mein Kind, ich kann Dir nicht sagen, wie mir das Herz schlägt und bebt!“

Noch ein Anderes war der Gräfin in den Sinn gekommen. Darüber schien sie mit dem Kinde nicht sprechen zu wollen.

„Was hat er mit der würdigen Mutter? Er hatte

vorgestern gleich bei seiner Ankunft sich nach ihr erkundigt. Er war es, der ihr die Zuflucht auf der Schwalenburg anbot; auf seinem Eigenthum! Wohl in seinem Wagen kam sie dahin. Vielleicht ist er jetzt ihr hierher gefolgt."

„Was werden Sie thun, Comtesse Ferdinande, wenn er noch hier ist?" fragte Evchen sie.

„Ich weiß es nicht."

Sie waren nur noch wenige Schritte von dem Spielplatze entfernt. Die alten Eichen, die ihn umgaben, streckten dicht vor ihnen die mächtigen Aeste empor, die noch grau und kahl waren, während das kleine Gebüsch rund umher in dem Grün seiner Blätter und vielfach schon in den bunten Farben seiner Blüten prangte.

Die Comtesse betrachtete die hohen, kahlen, grauen Könige der Wälder.

„Sie stehen seit Hunderten von Jahren, und wie kräftig, wie stark, wie fest ragen sie zum Himmel empor! Und länger, fast tausend Jahre länger blüht unser edles Geschlecht hier. Und es wird blühen und sich erhalten wie diese Eichen. Es wird sie überdauern. Einer der beiden Erbgrafen ist zurückgekehrt. Der alte Fluch ist gelöst. — Ah, Evchen!" fuhr sie auf einmal zusammen.

Evchen erschrak über den Ausruf, über die Heftigkeit ihrer Begleiterin.

„Alter Samen!" fuhr die Gräfin für sich fort. „Alter Samen und frisches Reis! Evchen, Evchen, warum bist Du nicht — aber was sind die Andern denn besser als Du? Was sind sie edler, hochherziger, muthiger?"

Sie standen am Rande des Gebüsches, das den runden Spielplatz umgab.

Sie hielten ihre Schritte an.

Vor ihnen, rechts nach dem See hin, stand die Bank, von der aus man den See, Seehausen, die Thürme der Stadt gewahrte.

Ein Mann in schwarzer Kleidung mit weißem Haar saß darauf.

Man sah sein Gesicht, das nach dem See hin gerichtet war.

Er saß in tiefen Gedanken.

„Der Ritter!" flüsterte Evchen.

„Die Züge unserer Familie!" sagte die Comtesse. „Und er ist es! Er ist einer der Verschwundenen. Und ich will Dir auch sagen, Evchen, welcher von den Beiden es ist. Es ist der Graf Franz."

Evchen mußte sie verwundert ansehen.

„Ja, mein Kind. Seine Augen und sein Herz sind

bei Dir in Seehausen, wo er gestern bei Dir war, wo er in der Tochter die Mutter wieder aufsuchte. Der Graf Franz war es, den Deine Mutter liebte, der sie mit seinem ganzen Herzen liebte. Komm, mein Kind, gehen wir zu ihm. Führe Du mich zu ihm."

Sie gingen zu der Bank, auf der der Fremde saß.

Es war der Ritter.

Er hörte sie kommen. Er erkannte Evchen. Man gewahrte in seinem Gesichte die Freude über das Wiedersehen des Kindes. Er trat den beiden Damen entgegen, begrüßte sie.

„Sie hier, mein liebes Evchen?" reichte er dem Kinde die Hand.

„Ihre Erlaucht, Comtesse Ferdinande von Werdenburg!" stellte Evchen ihre Begleiterin vor.

Der Ritter blickte in das schöne Gesicht der Gräfin, das so voll Stolz und Unglück war. Er verbeugte sich nochmals vor ihr.

Die Gräfin antwortete ihm auf die Frage, die er an Evchen gerichtet hatte.

„Evchen ist Freundin im Schlosse Werdenburg", sagte sie.

Der Ritter erwiderte:

„Es freut mich für Evchen und für ihre Freundin."

„Evchen hat hier mehrere Freundinnen", versetzte

schnell die Comtesse; „außer meiner Mutter jetzt auch die würdige Mutter des Annunciatenklosters zu Waldenbrück."

Der Ritter war überrascht; er suchte es nicht zu verbergen.

„Sie ist hier?"

„Seit heute früh. Der Aufenthalt auf der Schwalenburg wurde ihr und uns durch das fremde Militär verleidet. So fuhren wir alle hierher."

Der Ritter schwieg. Er war nachdenklich geworden.

Die Comtesse Ferdinande war eine entschiedene und entschlossene Natur, die so gerade wie möglich auf ihr Ziel losgehen mußte. Einen Schritt ihm entgegen hatte sie schon gethan durch die Erwähnung der würdigen Mutter. Sie hatte freilich nichts dadurch gewonnen.

Der Ritter schaute in seinem Nachdenken nach dem See, nach Seehausen hinaus.

„Sie kennen die Gegend?" fragte ihn die Gräfin.

Er blieb unbefangen.

„Ja", antwortete er.

„Auch diesen Platz?" fragte die Gräfin.

„Ja", antwortete er noch einmal offen, aber als wenn das kleine Wort in seinem Innern nachzittere.

„Diesen Tempel dort?" fuhr die Comtesse fort.

„Meine Oheime haben ihn gebaut, als Knaben, vor vielen Jahren.“

Der Gräfin zitterte diesmal die Stimme, daß sie die Worte kaum hervorpressen konnte. Sie wollte die Augen zu ihm aufschlagen; das vermochte sie gar nicht.

Auch der Ritter war bewegt. Er kämpfte mit sich.

„Sie kennen ihn?“ fragte die Comtesse entschlossener. „Ihn und seine Erbauer?“

Die Augen waren ihr feucht geworden.

Auch die des greisen Ritters wurden es, und sein Kampf war beendet.

„Ja“, sagte er. „Ja, meine theure Nichte —“

Er konnte doch nicht mehr sprechen.

Er nahm die Hand der Gräfin.

Die Comtesse Ferdinande küßte diese Hand und sagte:

„O, mein verehrter Oheim, welch ein schweres Unglück, welch eine Masse von Leiden muß Sie die langen Jahre von der Heimat, von den Ihrigen entfernt gehalten haben!“

„Ja, mein Kind —“ konnte er nur antworten, „Aber laß den alten Mann sich sammeln.“

Er ließ sich wieder auf der Bank nieder, auf der er gesessen hatte. Er stützte das Haupt in beide Hände.

Dem starken Herzen der Gräfin Ferdinande thaten

doch Thränen noth, damit der schwere Druck von ihm weiche.

Evchen mit ihrem weichen Herzen hatte schon lange weinen müssen.

Der Ritter konnte sich wieder erheben.

Hatte mich schon ein Anderer hier erkannt?" fragte er.

„Niemand", antwortete die Gräfin. „Nur der Onkel Kurt hatte ein Gespenst gesehen."

„Der Arme und doch Glückliche! Und wie erkanntest Du mich, meine Nichte Ferdinande?"

Sie erzählte.

Er hörte still zu.

Als sie geendigt hatte, sagte er:

„Ihr werdet Alles von mir erfahren, nur nicht in diesem Augenblicke. Und daran knüpfe ich eine Bitte an Euch beide: ich bleibe vorläufig ein Geheimniß hier, wie ich es war."

„Noch eine Frage, Oheim", sagte die Gräfin. „Sind Sie der Erbgraf Franz oder der Erbgraf Leopold?"

„Franz!" antwortete der Ritter.

Der Name durchzuckte das Herz Evchen's. Den Erbgrafen Franz hatte ihre Mutter geliebt, ihre unglückliche Mutter.

„Und Leopold?" wagte die Comtesse noch zu fragen. „Lebt auch er?"

„Er lebt, und auch ihn werdet Ihr wiedersehen.“

Die Gräfin hatte doch noch eine Frage. Ihr fiel wohl ein, was ihr der Onkel Kurt erzählt hatte, daß ihr Vater sehr böse sei auf ihren Bruder Leopold und auf sie selbst und daß er wieder mit dem Justizdirector conferire. Es ging ihr dabei Allerlei durch den Kopf.

„Onkel Franz“, sagte sie, „darf ich meinen Vater auf das Wiedererscheinen der verschwundenen Erbgrafen vorbereiten? Nur durch eine Andeutung, daß man von ihnen gehört haben wolle?“

Der Ritter sann einen Augenblick nach.

„Thue es“, sagte er dann. „Vielleicht führst Du mich noch heute zu ihm, die beiden Brüder. Und noch zu Jemand führst Du sie. Lebt wohl jetzt. Da ich erkannt bin, drängt und eilt meine Zeit.“

Er verschwand in dem Gebüsche.

„Zu noch Jemand soll ich ihn führen?“ sagte die Gräfin. „Wäre es die würdige Mutter? Und sie beide sollte ich zu ihr führen? Aber kehren wir in das Schloß zurück, Evchen. Ich muß mit meinem Vater sprechen.“

Sie gingen zum Schlosse zurück.

Evchen ging in das Zimmer der würdigen Mutter.

Die Gräfin Ferdinande begab sich zu dem Arbeitskabinet des regierenden Grafen.

„Erlaucht conferiren noch mit dem Herrn Justizdirector", sagte der Kammerdiener im Vorzimmer.

„Melde Er mich nur. Aber ich wünsche den Vater allein zu sprechen."

Der Kammerdiener begab sich in das Arbeitskabinet des regierenden Herrn.

In dem Arbeitskabinet saßen wieder der kleine, stramme, ehrliche, aber beschränkte Graf Eberhard und sein kluger Justizdirector; der Herr in seinem Sessel, der „gräfliche Diener" auf dem Stuhle unten an dem Arbeitstische.

Der Graf hatte den Director früh zu sich rufen lassen, er hatte im Zorn ihn zu sich entboten.

Bald nach Tagesanbruch war die Gräfin Ferdinande mit ihren Gästen im Schlosse angekommen. Die Gräfin und ihre Gäste hatten sich bald zur Ruhe begeben, ohne mit den Schloßbewohnern vorher viel zu sprechen. Die beiden Kutscher von der Schwalenburg aber hatten erzählt, den Kutschern und Knechten in den Ställen, diese den Mägden, die Mägde den Kammerfrauen und Kammerjungfern, die Zofen den Kammerdienern.

Die Preußen auf der Schwalenburg! war dann das Einzige, wovon die ganze Dienerschaft des Schlosses sprach, mit Entrüstung, mit Schreck, mit Angst.

Der regierende Graf nahm, wie wir schon sagten,

die ihm von Gott anvertraute Regierung seines Landes ernsthaft, schwer, und er stand daher auch des Morgens früh auf, wenn die Andern, außer der niedern Dienerschaft, noch in den Federn lagen, manchmal gar vor seinem Kammerdiener. So war er auch heute in der Frühe bei der Hand, und wie er es kaum war, wurde er auf eine um diese Zeit ungewöhnliche Unruhe unter seinen Fenstern aufmerksam. Er blickte hinaus und sah, wie die Domestiken mit den Zeichen der Entrüstung, des Schrecks und der Angst auf dem Schloßhofe zusammenstanden und zusammenliefen. Der regierende Herr mußte wissen, was es gab, welche neue Regierungssorge seiner harre. Er wollte seinem Kammerdiener klingeln. Da hörte er diesen schon im Vorzimmer durch lautes Räuspern sich bemerklich machen. Das war gegen den Respekt, aber dringende Regierungssorgen gehen über den Respekt.

„Theodor!“ rief der regierende Herr.

„Unterthänigsten guten Morgen, gnädigste Erlaucht“, war Theodor schon in dem Kabinet des Grafen.

„Was gibt es da draußen, Theodor?“

„Erlaucht, die Preußen sind auf der Schwalenburg.“

Der Graf wurde dunkelroth vor Zorn.

„Die Preußen? In meinem Lande?“

Der Kammerdiener erzählte, was die Kutscher von der Schwalenburg erzählt hatten.

Der regierende Graf gerieth in einen unbeschreiblichen Zorn.

„Das sind wieder die dummen Streiche Leopold's! Und ihm sollte die Regierung dieses Landes übertragen werden? Nimmermehr! Das Familiengericht hätte anders entscheiden sollen. Aber er wird jene häßliche Alte nicht zur Gemahlin nehmen, ich kenne ihn; und dann hat er dennoch die Regierung verwirkt. Bei Gott, so soll es sein! Und diese Schleigheims! Der Bütow ist entkommen, das ist keine Frage. Ihn suchten sie auf der Schwalenburg. Die elende Mesalliance muß mir die fremden Soldaten auf den Hals bringen! Und auch Ferdinande! Warum mischt sie sich in fremde Angelegenheiten? Da bringt sie jene Menschen hierher ohne meine Erlaubniß, ohne mir nur Mittheilung zu machen. Durch die Domestiken muß ich es erfahren. Und sie bringt diese Preußen auch hierher! Preußische Soldaten in meinem Schlosse, als Herren! Als Herren, denen ich mich unterwerfen müßte! In meinem Lande, in meinem Hause, in meinen Zimmern! Wenn sie auch hier visitiren wollten! — Hole den Justizdirector!" rief er. „Er soll auf der Stelle kommen! Auf der Stelle, hörst Du?"

Der Kammerdiener verließ das Zimmer.

Der Justizdirector kam erst nach einer halben Stunde.

Die gräflichen Dikasterien hatten zwar ihre Geschäftslokale in dem weitläufigen Schlosse Werdenburg, die Beamten aber wohnten in dem hinter dem Parke gelegenen, etwa zehn Minuten entfernten Städtchen, eigentlich Flecken Werdenburg.

„Die Preußen sind auf der Schwalenburg!“ rief der Graf dem Justizdirector entgegen.

„Ich habe leider die Nachricht schon vernommen, Erlaucht.“

„Was machen wir? Rathen Sie, helfen Sie!“

Der Director zuckte die Achseln.

„Erlaucht, wir mögen machen, was wir wollen, helfen wird nichts.“

„Aber es ist eine Gewaltthat, eine empörende Gewaltthat! Der König von Preußen ist nichts mehr als ich.“

„Nur mit dem Unterschiede, daß er eine Macht hat, die Eurer Erlaucht nicht zu Gebote steht.“

„Ja, Gewalt geht vor Recht. Ach, hätte ich auch eine Armee! Ja, ja, ich könnte — doch nein, ich mag den deutschen Erbfeind nicht in das deutsche Land rufen. Und doch, hat nicht Preußen es zuerst gethan? Aber nein, nein, nein!“

„Erlaucht wollten sich an Frankreich wenden?" fragte der Justizdirector.

Die Allianz des Kaisers der Franzosen nachsuchen!" antwortete stolz der kleine, stramme Graf Eberhard von Werdenburg. „Aber mein deutsches Herz vermag es nicht!" setzte er hinzu.

Der kluge Justizdirector schwieg.

Der Graf fuhr fort:

„Aber Satisfaction will ich, muß ich haben. Offiziere haben den Raubüberfall commandirt. Sie sollen cassirt werden, infam cassirt! Ich werde es von dem Könige von Preußen fordern. Setzen Sie sogleich ein Handschreiben an den König auf. Ein Kurier soll damit auf der Stelle nach Berlin."

Der Justizdirector blieb ruhig, rührte sich nicht.

„Nun?" rief der Graf.

„Erlaucht halten eine unterthänigste Bemerkung zu Gnaden: wenn man etwas fordert, so muß man es durchsetzen können. Das preußische Militärregiment wird nie Offiziere cassiren, die nach dortigen Begriffen nur ihre Schuldigkeit gethan, höchstens in ihrem lobenswerthen Diensteifer eine leere Form verletzt haben. Sie werden im Gegentheil befördert werden, Orden erhalten."

„Wohl", rief der Graf, „so sollen meine Gerichte

diese beförderten und mit Orden decorirten preußischen Offiziere nach den Gesetzen meines Landes zum Zuchthause condemniren. Dazu haben wir das Recht und die Macht. Wir haben Beides von Gottes Gnaden, und kein König der Erde soll es uns nehmen!"

Der Justizdirector mußte den braven, gläubigen kleinen Grafen aus dem letzten Bollwerke seines Rechts und seiner Ohnmacht vertreiben.

„Ja, Erlaucht", sagte er, „Ihre Gerichte werden nach den Gesetzen Ihres Landes wegen des auf hiesigem Gebiete verübten Frevels verurtheilen. Aber was wird die Folge sein? Daß das Urtheil niemals vollzogen werden kann, davon gehen Euer Erlaucht selbst aus. Es liegt also auf ihm schon von vornherein ein gewisser Fluch oder Makel in der Oeffentlichkeit. Andererseits würde Preußen nach und mit dem Rechte des Stärkern unzweifelhaft die Cassirung und Widerrufung eines Urtheils fordern, durch welches Offiziere seiner Armee zu entehrender Strafe wegen einer Handlung verurtheilt sind, welche ihr Kriegsherr zu belohnen sich veranlaßt finden mußte. Mit welchen Mitteln man das fordern würde? Ich hatte noch gestern die Gnade, Euer Erlaucht an einen Act erinnern zu dürfen, der wahrscheinlich noch heute oder spätestens morgen in unserer nächsten Nähe sich voll-

ziehen wird, an die preußische Besitznahme des Amtes Waldenbrück. Ich mußte dabei bemerken, wie die Grafschaft Werdenburg vortrefflich zur Arrondirung des preußischen Gebiets dienen würde, und wie Gründe namentlich in der Politik und Diplomatie leichter als Brombeeren seien. Unter den leersten Vorwänden hat der Stärkere schon vor den Reunionskammern Ludwig's XIV. ganze Länder geraubt, und es wird auch ferner geschehen. Und man wird zuletzt gar keinen Vorwand mehr zu Hülfe nehmen, sondern entweder einfach sagen: Ich will mich eben arrondiren und vergrößern, oder, was im Grunde dasselbe ist, man wird das Mäntelchen darum hängen: Ich bin von Gottes Gnaden da, mithin ist Alles, was ich thue, von Gottes Gnaden."

Der Graf Eberhard war nachdenklich geworden.

„Im Grunde", sagte er, „läge darin kein unrichtiger Sinn. Der Regent, der einmal von Gottes Gnaden regiert, kann, wenn er seiner redlichen Ueberzeugung folgt, kein Unrecht thun. Er ist nur Gott verantwortlich, und Gott hat ihm seine Ueberzeugung in sein Inneres gepflanzt; er folgt daher immer nur einem Gebote Gottes."

Der kluge Justizdirector erwiderte darauf nur:

„Erlaucht werden demnach zugeben müssen, daß das Princip des Gottesgnadenthums eine bedenkliche Sache ist."

„Inwiefern?“ fragte der Graf.

„Zum Beispiel gleich in dem Falle, von dem wir hier ausgehen: wenn zwei Souveräne von Gottes Gnaden mit einander in Conflict gerathen! Das Princip selbst geriethe mit sich in Streit.“

„O nein“, triumphirte der Graf. „Jeder der beiden Souveräne folgte eben nur seiner redlichen Ueberzeugung, und wenn auch zuletzt die materielle Macht, die Gewalt siegte, die Macht, die Gewalt sind uns ja auch von Gott verliehen. Und —“

Der Graf feierte in seinem Innern auf einmal einen zweiten Triumph.

„Und, mein lieber Justizdirector, ist mir auch von Gott nicht die Macht einer großen Armee verliehen, so hat er doch jene Gewalt der Gerichtsbarkeit in meine Hand gegeben, und indem er sie mir gab, legte er die Pflicht mir auf, von ihr jeden Gebrauch zu machen, den ich nach meiner Ueberzeugung von ihr machen muß. Und das werde ich. Vielleicht lenkt zugleich Gott in seiner Gnade dadurch die Ueberzeugung meines Bruders, des Königs von Preußen, in eine andere Bahn.“

War der Justizdirector geschlagen?

Dem Gedankengange des Grafen folgen konnte er nicht mehr. Doch er mußte es noch einen Augenblick, um einem neuen Argumente den Eingang zu bereiten.

„Und wenn der König von Preußen seinen Sinn nicht änderte, sondern Euer Erlaucht depossedirte?“

„Ich müßte nach dem Willen Gottes mich darein fügen“, sagte der Graf.

„Für Ihre Person, Erlaucht, und Ihr Recht. Aber Euer Erlaucht haben in Ihrer großen und hochherzigen Gewissenhaftigkeit sich stets nur als den Verwalter fremden Guts betrachtet.“

Der Graf stutzte, verstummte.

Der Justizdirector ließ den Gedanken, den er angeregt hatte, in dem Innern des gewissenhaften Herrn nachwirken.

„Die verschwundenen Erbgrafen!“ sagte der Graf leise für sich. „Wenn ich dazu beigetragen hätte, ihr Gut fremden Händen zu überliefern? Wenn ich dazu herausgefordert hätte?“

Der Kammerdiener des Grafen erschien in der Portière.

„Was gibt's?“ fuhr der Graf auf, in seinen Gedanken gestört.

„Ihre Erlaucht, Comtesse Ferdinande, bittet eintreten zu dürfen.“

„Ah!“ rief der Graf.

Er hatte mit ihr noch ein Hühnchen zu pflücken, und er hing zähe an seinen Gedanken und schob das,

was er zu thun hatte, nicht gern auf. Aber durfte er die Vorwürfe, die er der Tochter und gerade dieser Tochter zu machen hatte, in Gegenwart eines Dritten, gar eines Dieners vorbringen?

„Die gnädige Comtesse bittet, Euer Erlaucht allein sprechen zu dürfen", sagte der Kammerdiener.

„Laß die Comtesse eintreten!" befahl der Graf.

Und zu dem Beamten, seinem Justizdiener, sagte er:

„Lieber Justizdirector, hätten Sie die Güte, einige Augenblicke im Vorzimmer zu verziehen?"

Der Justizdirector trat in das Vorzimmer ab.

Die Comtesse Ferdinande erschien in dem Kabinet des Grafen.

Der regierende Herr empfing sie mit strenger Miene.

Strenge Worte sollten folgen.

Da sah der Vater in das schöne Gesicht der Tochter, in dem das Unglück wohnte, und er mußte nach mildern Worten suchen.

„Setze Dich, Ferdinande", sagte er unterdeß.

Die Comtesse setzte sich nicht.

„Lieber Vater", sagte sie, „ich habe Dir nur eine sehr kurze Mittheilung zu machen, die ich aber nicht glaubte aufschieben zu dürfen, da sie auf das Einfluß haben möchte, was Du mit dem Justizdirector verhan-

delst. Deine Brüder, die verschwundenen Erbgrafen, sind zurückgekehrt."

Der stramme regierende Graf war auf einmal kreideweiß. Sein ganzer Körper zitterte; an seinen Händen flogen die weißen Spitzenmanschetten. So war er in seinen Sessel zurückgesunken.

„Die Nachricht ergreift Dich, Vater", sagte die Comtesse.

Sie sprach es halb mit ihrer Herbheit, nur halb.

Kann ihn der Verlust seines Gottesgnadenthums so niederwerfen?

War das der Gedanke der Tochter, die stolz, aber nicht klein war?

„Woher hast Du Deine Nachricht?" preßte der Graf hervor.

„Von dem Onkel Franz selbst. Er war hier. Er wird mit dem Onkel Leopold zurückkehren. Bis dahin wünscht er, daß ihre Rückkehr für alle Andern ein Geheimniß bleibe."

„Der Wunsch meines ältern Bruders ist mir ein Befehl", sagte der Graf.

Er sprach es mit matter Stimme. Erheben konnte er sich nicht.

„Laß mich allein", sagte er dann noch.

„Befiehlst Du nicht, daß die Mutter zu Dir komme?"

„Nein, ich will allein sein. Der Justizdirector mag gehen, bis ich ihn — ah, bis er wieder gerufen wird."

Die matte Stimme konnte die Worte nur langsam und leise hervorbringen.

Comtesse Ferdinande stand einen Augenblick zögernd.

Aber sie kannte die kräftige Natur ihres Vaters. Er mußte sich bald von dem Schlage erholen, der ihn getroffen hatte.

Sie ließ ihn allein.

Zweites Kapitel.

Das war im Jahre 1806 ein wunderlicher Charfreitag für die Stadt Waldenbrück.

Ein stiller Freitag war es nicht.

Schon des Morgens früh um sechs Uhr wurden vor dem Amthause, das am Ende des Städtchens lag, die Kanonen gelöst. Eigentlich waren es nur Böller, die man wohl dazu für ausreichend gehalten hatte. Denn wenn auch der heutige Act der Besitznahme von Stadt und Amt dadurch inaugurirt werden sollte, so waren doch nur ein paar Quadratmeilen mit etwa zwölf- bis fünfzehntausend Seelen in Besitz zu nehmen. Darum hatten die guten Einwohner des Städtchens, nach Analogie der Geburt einer Prinzessin oder eines

Prinzen, auch wohl nur einundzwanzig, anstatt einhundert und einen Schuß zu zählen.

Die meisten Bewohner des Städtchens erwachten übrigens durch die Schüsse aus dem Schlaf. Denn wenn auch der Charfreitag in katholischen Ländern kein Feiertag ist, so dürfen an dem stillen Freitage doch nur geräuschlose Arbeiten im Innern der Häuser verrichtet werden, und auch die nur des Vormittags; am Nachmittage litt und starb der Herr.

Schneider und Schuster und Mägde waren schon wach und auf, als die ersten Schüsse fielen. Sie liefen erschrocken zusammen und fragten sich, was das Schießen bedeute.

Ein Schneider wußte es: „Wir werden heute preußisch!"

Da wußten sie es alle.

„Wir müssen neue Steuern bezahlen!"

„Wir dürfen nicht mehr sprechen!"

„Unsere Burschen müssen Soldaten werden!"

Sie liefen mit bleichen Gesichtern in die Häuser zurück.

Die Leute waren damals so. Ich schreibe aus der Erinnerung.

Eine Stunde später wirbelten dann die Trommeln des zu der Besitznahme eingerückten Bataillons durch die Straßen der Stadt.

Die Geistlichkeit hatte auch zu festlichem Geläute die Glocken hergeben sollen. Sie hatte sie aber verweigert, weil sie nicht die Hand dazu bieten wolle, daß Bürger und Bauern gegen eine solche Entweihung des stillen Tags ihr Blut einsetzen würden.

Um neun Uhr des Morgens sodann hatte sich der Geheimrath aus Berlin, als Besitznahme-Commissarius, zu dem Amthause begeben, um den Act der Besitznahme zu vollziehen. Das ganze Bataillon mit Trommeln und Pfeifen folgte ihm.

Auf dem Amthause waren die Behörden des Amts und der Stadt versammelt.

Der Geheimrath nahm ihnen in dem großen Amtssaale den Eid der Treue und des Gehorsams gegen den neuen Landesherrn ab, trat dann, von ihnen gefolgt, auf die Freitreppe des Gebäudes und verlas mit lauter Stimme das Manifest über die Besitznahme.

Die Truppen auf dem Platze präsentirten das Gewehr.

Ueber der Thür des Amthauses wurde darauf der preußische Adler angeschlagen.

Ein politischer Schuster sagte:

„Bei uns ruft der Kukuk nicht lange!“

Er wurde nicht arretirt, denn er hatte nicht laut gerufen.

Sechs Monate später war die Schlacht von Jena, und in Stadt und Amt Waldenbrück sah man keinen preußischen Adler mehr.

Nachdem der Adler angeschlagen war, verkündete der Commissarius mit lauter Stimme, daß das Land und Alles darin jetzt königlich sei, die Behörden und Kassen und alles Andere.

Worauf der politische Schuhmacher sagte:

„Und ich bin also jetzt ein königlicher Schuhmacher.“

Um zwölf Uhr mittags war die Besitznahme vollzogen und nun wurde es still in der Stadt Waldenbrück.

Tausende von Menschen zogen in die Stadt ein, still, langsam, gesenkten Hauptes. Sie kamen, um an der Procession Theil zu nehmen.

Die Charfreitagsprocession in der Stadt Waldenbrück begann regelmäßig um ein Uhr mittags.

Sie ging aus von der Klosterkirche der Franciscaner.

Die Kirche war, wie wir schon sagten, durch einen hohen, verdeckten Bogengang mit dem Kloster verbunden.

Die Charfreitagsprocession gehörte den Franciscanern. Die Geistlichen der Stadt und der Umgegend betheiligten sich daran, aber nur als Gäste.

In dem Kloster wurden die Vorbereitungen schon vom frühen Morgen an getroffen, in der großen Küche, in den weiten Kellern, in den engen Zellen.

Am frühen Morgen zur Zeit der Mette war dabei noch große Noth im Kloster gewesen. Die beiden Kreuzträger fehlten, Jesus, Simon. Es war ein Ereigniß, das noch nie stattgefunden hatte; es war ein Unglück. Waren keine Sünder oder war keine Reue und kein Glaube mehr in der Welt? O, Sünder wohl noch genug! Zwei Mitglieder des Klosters hätten das Kreuz tragen müssen. Der Pater Vitalis hatte sich freiwillig erboten, die Rolle des Herrn Jesus zu übernehmen. Der Bruder Servatius jammerte, daß er den Simon machen müsse.

Auf einmal sah man geheimnißvolle heitere Mienen, vernahm man, wenn zwei Mönche sich begegneten, leises, zufriedenes, fast fröhliches Flüstern.

Die beiden Kreuzträger mußten da sein, wenigstens einer.

Woher waren sie oder er gekommen? Wer konnte es aus dem heimlichen Flüstern errathen? Vielleicht wußten die Flüsternden selbst es nicht.

Der Pater Guardian mußte es unter allen Umständen wissen.

Er saß in seiner Zelle in seinem alten Lehnstuhle; der Pater Vitalis war bei ihm.

Der junge Mönch mußte dem Vorsteher des Klosters oft Gesellschaft leisten. Der Greis fand Gefallen an dem Geiste, der Bildung, dem zwar eigenthümlichen, aber doch klaren Charakter des jungen Paters, Eigenschaften, die er während seines langen Aufenthalts im Kloster vorher sicher nicht gefunden hatte.

Der Pater Vitalis war zu dem Pater Guardian mit einem Bericht eingetreten.

„Es ist Alles in Ordnung, Pater Guardian.“

„Sie haben auch Sorge dafür getragen, daß das Geheimniß bewahrt werde?“

„Ich habe jede mögliche Vorsichtsmaßregel getroffen“, erwiderte der Pater Vitalis. „Nur der Pater Lector ist eingeweiht. Er ist verschwiegen wie das Grab. Er selbst besorgt Alles mit meiner Hülfe. Wir beide werden bis zum letzten Augenblick das Fernere leiten und ordnen. Kein Anderer im Kloster hat nur eine Ahnung von dem, was sich zugetragen hat, was ferner geschehen wird.“

„Und was spricht man außerhalb des Klosters?“

„Man ist der sichern Meinung, daß diesmal zwei Klosterbrüder das Kreuz tragen müßten, wenn nicht etwa noch, wie durch ein Wunder, in der letzten Stunde sich ein Ersatz finde.“

„Glaubt man wirklich daran?“

„Das Volk glaubt gern an Wunder.“

Der Pater Guardian hatte keine Erwiderung auf eine Bemerkung, die in dem Munde und in den Ohren von Franciscanermönchen eine Ketzerei sein konnte. Er sprach zu dem jungen Pater etwas Anderes.

„Ich bin beruhigt, lieber Pater Vitalis. Von der Bewahrung des Geheimnisses hängt die Existenz unseres Klosters und, was ich höher anschlage, ein Menschenleben ab.“

Auch das war in dem Franciscanerkloster wohl eine ketzerische Aeußerung, und der junge Pater mußte den Greis darauf ansehen.

Der Pater Guardian gewahrte es nicht.

Er hatte etwas auf dem Herzen, eine Frage an den Pater Vitalis. Dem jungen Mönche war das Benehmen des Greises gegen ihn schon mehrfach am heutigen Tage aufgefallen. Es hatte etwas Gedrücktes darin gelegen. Aber er hatte jedesmal dringende Geschäfte zu verhandeln gehabt; so hatte er seine Gedanken darüber nicht weiter verfolgen können. Jetzt fiel ihm ein, daß er seit der vorgestrigen Anwesenheit des Malteserritters im Kloster den Pater Guardian nur heute in jenen Geschäften wieder gesehen hatte. Und vorgestern hatte der Anblick des Ritters jenen seltsamen Eindruck auf den Greis gemacht!

Der alte Pater mußte sich aussprechen. Aber er sprach von etwas Anderem.

„Hat man erfahren", fragte er, „wo die würdige Mutter der Annunciaten eine Zuflucht gefunden hat?"

„Es heißt, bei der gräflichen Familie von Werdenburg", antwortete der Pater Vitalis.

Den Greis schien die Antwort angenehm zu überraschen.

„Das freut mich. Die gräfliche Familie zeichnet sich durch Frömmigkeit und Menschenliebe aus. Die würdige Mutter ist dort gut aufgehoben. Weiß man, welchem Umstande sie ihre dortige Aufnahme verdankt?"

„Es ist ein Räthsel. Man spricht von dem fremden Malteserritter, der hier vorgestern ankam."

Der Greis wurde unruhig.

Der Pater Vitalis mußte wieder an die Begegnung des Guardians mit dem Ritter denken.

„Es war derselbe Fremde", sagte er, „dem ich das Kloster zeigen mußte."

„Fahren Sie fort, Pater Vitalis. Von welchem Räthsel spricht man?"

„Man kann sich nicht erklären, welche Beziehungen des Fremden zu dem gräflichen Hause und zu der würdigen Mutter ihn hätten veranlassen kön-

nen, die Matrone ohne weiteres der Familie zuzuführen."

„Sie sprachen den Ritter?" fragte der Greis.

„Ich traf ihn im Kloster. Er wünschte es zu sehen. Ich führte ihn umher."

„In welcher Absicht wünschte er es zu sehen?"

„Es schien mir fast, als wenn auch er sich hier, fern von der Welt, einen Ruheplatz für seine alten Tage suchen wolle."

„Er war schon alt?"

„Er war ein Greis, aber der rüstigste, den man sehen konnte."

Der Pater Guardian fragte nicht weiter. Er starrte in tiefem Sinnen vor sich hin.

„Es gibt Wunder, Pater Vitalis", sagte er dann. „Und wenn das Volk daran glaubt, so ist die Stimme des Volkes auch hier die Stimme Gottes."

Dann fragte er:

„Ist der Ritter noch hier, Pater Vitalis? Aber er muß noch hier sein."

„Er ist noch hier."

„Pater Vitalis, gehen Sie zu dem Fremden und bitten Sie ihn zu mir. Jetzt gleich. Ich lasse ihn dringend bitten. Aber nein, sagen Sie ihm das nicht. Es kann solcher Worte bei ihm nicht bedürfen. In

einer halben Stunde beginnt unsere Procession, die Leidenszeit des Herrn. Dann werde ich mit ihm allein sein, hier, wo -- gehen Sie, gehen Sie, Pater Vitalis."

Er war aufgeregt, der alte, fromme, hohe Greis, und doch war sein ganzes Wesen wie von einer erhabenen Feierlichkeit durchdrungen, gehoben.

Der Pater Vitalis ging.

Er hatte nur wenige Schritte bis zu dem Gasthofe des Herrn Christoph Vogelsang, in welchem der Johanniterritter wohnte.

Der kurze Weg drohte dennoch ihm ein langer zu werden.

Das Franciscanerkloster war von Tausenden von Menschen umwogt. Alle Straßen, alle Plätze, soweit das Auge reichte, standen gedrängt voll, Schulter an Schulter, Kopf an Kopf. Alle wollten Theil an der Procession nehmen, die in einer halben Stunde beginnen sollte, wollten, wenn mit der Schuljugend, mit den Mönchen der Herr Jesus, das Kreuz auf der Schulter, gefolgt von Simon von Cyrene, aus der Klosterkirche hervortrete, sich anschließen, den Leidenszug zu einem fast endlosen machen.

Durch das Gedränge sollte der Pater sich Bahn brechen. Die sein Habit sahen, wichen wohl ehrfurchts-

voll zurück und suchten ihm Platz zu machen, aber wie Wenige sahen ihn unter den Tausenden!

Er kam hindurch. Er erreichte den Vogelsang'schen Gasthof.

Und nun ereignete sich etwas Seltsames, wovon die Leute in Waldenbrück noch heute sprechen.

In der Thür des Gasthofs begegnete dem Pater der Johanniterritter von Wenge. Er trug seinen schwarzen Rock und darauf offen das weiße achtspitzige Malteserkreuz. Er war die einfache, hohe, durch ihre Einfachheit und Höhe Ehrfurcht gebietende Rittergestalt.

Der Pater blieb vor ihm stehen.

„Ich bin auf dem Wege zu Ihnen, hochwürdiger Herr."

„Und ich auf dem zu Ihrem Kloster."

„Ich wollte bitten, Sie hinführen zu dürfen."

„Ich könnte mir keinen liebern Führer wünschen. Gehen wir."

Sie gingen nebeneinander zum Kloster.

Unter den Tausenden von Menschen entstand ein Gemurmel, das sich fortpflanzte, fortwälzte durch die ganze Stadt bis in die entlegensten Gassen.

„Der Herr Jesus!"

„Er ist da!"

„Der Herr Jesus ist da! Der Herr Jesus!"

„Ein schwerer Sünder!"

„Ein großer Verbrecher!"

„Ein Straßenräuber, ein Mordbrenner, ein Räuberhauptmann!"

„Und er geht offen hin, vor allen Leuten!"

„Das ist seine große Reue!"

„Nein, das ist Frechheit, Verstocktheit, Trotz!"

„Wer ist es? Kennt ihn Jemand?"

„Ein Fremder! Ein wildfremder Mensch! Niemand kennt ihn."

„Ein großer, schöner Mann!"

„Mit schneeweißen Haaren!"

„Und wie vornehm er aussieht!"

„Und seht das weiße Ordenskreuz auf seiner Brust!"

„Das ist ein vornehmer Herr, kein Straßenräuber!"

„Das ist ein fremder General!"

„Oder Minister!"

„Auch Generale können Straßenräuber sein!"

„Und Minister nehmen das Geld, wo sie es finden!"

Und die Menschen wichen ehrerbietig oder scheu zurück, je nachdem sie der einen oder der andern Ansicht über den fremden, unbekannten Herrn Jesus waren.

Der Ritter und der Pater Vitalis gewannen freien Weg zum Kloster.

Dennoch sollten sie keinen freien Eintritt in die Mauern des Klosters finden.

Galopp von Pferden dröhnte auf den Steinen der Straße; Trompeten bliesen und schmetterten, als wenn sie die Häuser niederschmettern wollten. Und es war so auf einmal da, mitten in der Stadt, mitten zwischen dem Volke.

Sie hatten an den Herrn Jesus gedacht und auf die Procession geharrt; da hatte Keiner gehört und gesehen, wie eine Schwadron preußischer Dragoner langsam und ohne Geräusch durch das Thor geritten kam, dann aber, in der Stadt, in den Straßen, unter den Leuten die Trompeten plötzlich bliesen, die Soldaten den Pferden die Sporen in die Rippen setzten und zwischen der auseinander stiebenden und fliegenden Menge und über die Fallenden und Stürzenden hinweg alle im Galopp dahinsausten, in die Straßen hinein, zum Franciscanerkloster, an dem sie Halt machten. Die Klosterpforte wurde besetzt; dann sprengte ein Commando des Rittmeisters die ganze Truppe auseinander nach allen Richtungen, zur Einschließung des Klosters und der Kirche, die durch den Bogengang mit dem Kloster verbunden war. Aus beiden, aus Kirche und Kloster, konnte Niemand mehr entkommen.

In dem ersten Schreck war Jeder nur auf seine Rettung bedacht gewesen. Als sie sich gerettet sahen, standen alle im ersten Moment starr vor Ueberraschung, vor Erstaunen. Dann wurde gefragt:

„Was war das? Was ist das? Was wollen die Preußen im Kloster, in der Kirche?"

Den Fragen folgten Antworten.

„Sie wollen das Kloster aufheben, die Mönche verjagen, wie sie gestern die Nonnen verjagten."

„Nein, sie wollen nur die Procession verhindern."

Dann wußte man Anderes.

„Es ist einer desertirt, und sie wollen ihn im Kloster und in der Kirche suchen."

„Wer soll es sein?"

„Ein vornehmer Herr, ein Staatsverbrecher, der aus der Festung entkommen ist. Er hat dort schon lange gesessen, war immer streng bewacht gewesen. Es soll ein Minister oder General sein."

„Der also auch geraubt und das Geld genommen, wo er es fand."

„Nein, nein, die kommen nicht auf die Festung. Es soll einer sein, der dem König die Wahrheit gesagt hatte."

„Der arme Mensch!"

„Wenn sie ihn wiederbekommen!"

„Das werden sie. Sie werden alle Thüren besetzen, keinen Menschen herauslassen.“

„Aber die Procession?“

„Sie werden sich Jeden genau ansehen, der aus der Kirchthür tritt.“

„Aber der Herr Jesus und Simon! Die sind vermummt und verkleidet.“

„Man wird ihnen die Vermummung abreißen.“

Ein Gemurmel des Unwillens, der Entrüstung erhob sich.

„Das dulden wir nicht! Das lassen wir nicht zu. Wir brauchen Gewalt dagegen. Ja, Gewalt, Gewalt!“

„Still, still! Da schlägt es eins auf dem Thurm. Jetzt muß die Procession kommen! Im Augenblick! Wird da nicht schon die Kirchthür geöffnet?“

Die Kirchthür wurde noch nicht geöffnet; es war die Klosterpforte.

Der Pater Vitalis und der Ritter hatten das Kloster in demselben Momente erreicht, in welchem die Schwadron Dragoner im Galopp unter dem Geschmetter der Trompeten zu ihm heransprengte.

Die Dragoner waren die ersten an dem Eingange des Klosters; der Mönch und der Ritter, als sie durch das entstandene Gedränge sich Platz gemacht hatten,

fanden die Pforte besetzt. Ein Unteroffizier mit vier Mann hielt unmittelbar an der Thür.

„Wohin?“ rief der Unteroffizier den Beiden zu.

„Wir gehören ins Kloster“, antwortete der Pater Vitalis.

„Ins Kloster kommt Niemand! Zurück!“

In der Straße hielt vor einer Abtheilung Dragoner ein Offizier.

Es war der lange Lieutenant von Marnitz. Er saß voll Grimm und Wuth hoch auf seinem hohen Rosse.

Ihm, ihm zunächst, ihm allein war der Verfolgte entsprungen, hatte das hinterlistige Satansweib den gefangenen Mann entführt. Der Rittmeister von Bachow war ein versoffener Mensch, der Graf Hochwald ein grüner, dummer Junge; die Beiden zu berücken, zu bethören, zu betrügen, war keine Kunst. Aber auch er, der um so mehr hätte aufpassen, auf seiner Hut sein sollen, auch er hatte sich betrügen lassen, wie ein dummer Junge, war lächerlich für alle Zeit, mußte seinen Abschied nehmen, wenn es ihm nicht gelang, den Entsprungenen in die Kasematten zurückzuliefern.

Er war der erste in der Verfolgung gewesen. Er war überall, wo eine Spur sich zeigte; er hatte nach

allen Seiten Kundschafter ausgesandt, um eine Spur zu finden.

So war er auch vor Kloster und Kirche der Franciscaner in Waldenbrück und er hielt beide besetzt.

Er sah, wie der Unteroffizier dem Ritter und dem Mönche den Eingang in das Kloster verweigerte.

„Laßt die Kerls hinein!" rief er dem Unteroffizier zu. „Heraus soll nichts, keine Kirchen- und keine Klostermaus!"

Der Unteroffizier ließ den Mönch und den Ritter in das Kloster treten.

In demselben Augenblicke öffnete sich gegenüber von innen die große Thür der Klosterkirche, um die Procession durchzulassen.

Alles Volk wogte und drängte zu der Thür.

Der lange Offizier sprengte mit seinem Zuge hin, durch die wogende und drängende Menge.

„Zurück, Ihr Gesindel! Platz gemacht! Haut auf sie ein, Dragoner!"

Durch die geöffnete Thür ertönte aus dem Innern der Kirche dumpf und feierlich der Passionsgesang der Mönche:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem, lacrimosa,
Dum pendebat filius,

Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.
O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti!
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas inclyti.
Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio!
Quis non posset contristari,
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio!"

Drittes Kapitel.

Im Frühling des Jahres 1761 waren die beiden jungen Erbgrafen Leopold und Franz von Werdenburg in die Welt hinausgezogen, um sie, diese Welt, kennen zu lernen.

Nach der Absicht ihres Vaters, des regierenden Grafen, sollte die Kenntniß der Welt die Kenntniß der Höfe sein, und er hatte ihnen ein Verzeichniß aller der Höfe, die sie besuchen sollten, mit auf den Weg gegeben, sowie der regierende Herr, da er selbst keine Gesandten bei fremden Fürsten hielt, Sorge dafür getragen hatte, daß seinen beiden Söhnen überall, wohin sie kamen, durch die Botschafter und Gesandten Seiner kaiserlichen Majestät von Deutschland ein zuvorkommender Empfang bereitet werde. Zunächst sollten sie, nach

4*

dem Besuche der Verwandten, sich an den Hof des damaligen Kurfürsten von Köln, Clemens August von Baiern, begeben, mit dem der regierende Graf in frühern Zeiten persönlich in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte.

Die beiden jungen Herren waren zwar gehorsam genug erzogen, um dem Willen ihres Vaters und Souveräns sich zu unterwerfen, sie hatten sich aber auch Selbstständigkeit genug angeeignet, um nebenbei zugleich ihrem eigenen Sinne zu folgen. Und dieser Sinn war ein etwas romantischer und in ihrer Jugend also ein romantische Abenteuer aufsuchender.

Der dicke Zopf, in den sich damals Leben und Verkehr, Gesellschaft und Wissenschaft in Deutschland fest eingebunden hatten, machte gerade in jener Zeit Versuche, wenn auch erst schwache, sich zu lockern und zu lüften; die Baumgarten'sche Philosophie hatte dazu beigetragen, sowie Frau Adelgunde Gottsched und Johann Christoph Rost und die Schule der jungen Schweizer, Bodmer und Andere.

Die beiden jungen Erbgrafen hatten Lehrer gehabt, die in der neuern Philosophie und Dichtkunst auferzogen waren; sie waren selbst darin gebildet worden. Dadurch war dann wieder in ihrem eigenthümlich freien und ungebundenen Leben auf der Schwalenburg,

in dem großen, prachtvollen Schlosse, in der alten, schauerlichen Burgruine daneben, in dem weiten Parke und den meilenweiten tiefen und einsamen Waldungen umher, auf den Wellen des klaren, sonnigen Schwalensees und in der Gesellschaft der schönen, stillen und treuen Verwalterstochter, der Mutter von Evchen Treue, ein frischer und freier und doch wieder romantischer und schwärmerischer Sinn in ihnen erwacht und ausgebildet. Bewußt wollten sie den Zopf, in dem sie lebten und den sie die Kette des Lebens nannten, zerstören, und unbewußt hatten sie sich beide in das schöne, treue Evchen verliebt.

Bei dem Grafen Leopold war diese Liebe romantische Schwärmerei geblieben. Dem Grafen Franz war sie als echte Liebe für das ganze Leben ins Herz gezogen. Zum Bewußtsein war ihnen das, wie gesagt, beiden nicht gekommen. Das Bewußtsein kann erst später nachkommen. Oft kommt es zu spät.

„Zum Kurfürsten von Köln gehen wir, Franz."

„Es ist der Befehl des Vaters und er hat uns auch schon dem Kurfürsten angekündigt."

„Und an seinem Hofe herrscht, wie an keinem andern in Deutschland und außer Frankreich in der Welt, Pracht, Geschmack, Großmuth, Ritterthum und Galanterie."

Es war so. Clemens August von Baiern, seit dem Jahre 1723 Kurfürst und Erzbischof von Köln, war, wie einer der gebildetsten und kunstsinnigsten, so auch einer der elegantesten, prachtliebendsten und großmüthigsten Lebemänner unter den Regenten jener Zeit, und an seinem geistlichen Hofe feierten Frauenschönheit, Galanterie, Ritterlichkeit, Pracht und Luxus Triumphe, wie vielleicht an keinem weltlichen, jedenfalls, was man zugleich anerkennen muß, in decenterer Weise. So war es bis zum Tode des Kurfürsten, als dieser selbst schon ein alter und gebrechlicher Mann war.

An seinen Hof zogen die beiden Erbgrafen oder vielmehr wollten sie ziehen.

Sie hatten das väterliche Schloß allein verlassen. Eine gräfliche Equipage hatte sie bis zu der zweiten Poststation gebracht. Von da waren sie mit Extrapost weiter gefahren. Sie hatten nicht einmal einen Bedienten bei sich behalten. Sie suchten Abenteuer; da mußten sie ohne jeglichen Anhang sein, frank und frei, selbst ohne Namen, ohne Herkunft und Heimat in den Strudel des Lebens sich werfen können. Ihre fürstliche Mutter, der sie näher standen als dem strengen, soldatischen Vater, hatte es ihnen so bei diesem ausgewirkt.

„Unserer Ehre", hatten sie gesagt, „werden wir um so

weniger etwas vergeben, je mehr wir allein stehen und auf uns selbst angewiesen sind. Du wirst uns vertrauen, gnädigste Mutter."

„Auch den Anstand und was Ihr Eurer hohen Stellung im Leben schuldig seid, werdet Ihr niemals aus den Augen setzen!"

„Niemals, wo es sein muß, gnädigste Mutter."

Der Kurfürst von Köln hatte seine Residenz bekanntlich nicht in Köln, sondern abwechselnd in einem seiner vielen Schlösser, die er mit aller seiner Liebe zur Pracht und Neigung zum Luxus in Bonn, in Poppelsdorf, in Brühl und auf der Augustburg hatte neu aufbauen oder restauriren lassen; am liebsten hielt er sich in Poppelsdorf bei Bonn auf.

Die beiden jungen Grafen führte ihr Weg über Köln. Hier wollten sie sich Equipage und Dienerschaft verschaffen, um, wie sie ihrer Mutter versprochen hatten, ihrem Range gemäß am Hofe des Kurfürsten aufzutreten.

Sie fanden die Stadt Köln in tiefer Trauer.

Am Tage vorher, am 6. April 1761, war der Kurfürst Clemens August gestorben, den man den Großmüthigen nannte.

Die beiden Brüder hatten in Köln Vorbereitungen für ihr Erscheinen am Hofe zu Bonn nicht zu treffen.

Aber sie zogen weiter nach Bonn, um dem verstorbenen Freunde ihres Vaters die letzte Ehre zu erweisen. In dem prunkvollen kurfürstlichen Leichenzuge fielen allen, die daran Theil nahmen und ihm zuschauten, zwei hohe, stattliche Jünglinge auf, die einander glichen, daß man auch nicht das geringste Unterscheidungszeichen an ihnen zu entdecken vermochte, an denen aber jeder ihrer Züge und jede ihrer Bewegungen den Adel der Geburt und der Erziehung bekundeten. Niemand kannte sie, Jedermann fragte nach ihnen. Sie waren, wie man sie plötzlich in dem Leichenbegängnisse gesehen hatte, nach dessen Beendigung plötzlich wieder verschwunden.

Wo waren sie geblieben?

Sie hatten sich in einem Nachen über den Rhein setzen lassen, waren drüben zu Fuße an dem schönen Strome hinaufgegangen, dem Siebengebirge zu.

Auf die Ufer des Rheins hatte sich der Frühling gelagert mit seinem frischen Rasen, seinen Blumen, den grünen Blättern in dem krausen Gesträuch, den gelben Zweigen der Weiden. Er hatte sich verbreitet über die Dörfer, über die Städte; die rothen Dächer schauten aus den neubelaubten Aesten der Obstbäume, die weißen Mauern und die grünen Jalousien aus den Blüten der Spaliere hervor. Die Lenzespracht hatte sich hineingezogen bis tief in die Thäler und Schluchten der

wunderlich geformten und gezackten Gruppen des Siebengebirgs; oben an den Abhängen trieben die Eichen frische Knospen, und an den Felsen und um die Ruinen blühten der Weißdorn und die wilde Rose.

Die beiden jungen Männer durchschritten schweigend alle die Pracht, gingen immer neuen Reizen entgegen. Sie hatten das Dorf Beuel hinter sich, waren durch das schöne Oberkassel gegangen, hatten ihren Schritt um das reizend gelegene Königswinter herumgelenkt, waren am Fuße des Siebengebirgs. Sie erstiegen den Drachenfels, hatten oben an der Ruine den wunderbarsten Fernblick, den Rhein hinauf, den Rhein hinunter, weit über ihn hinweg in das Land hinein, sahen überall lachende Fluren, freundliche Dörfer, alte, ehrwürdige, reiche Städte. Sie stiegen wieder hinunter in die Ebene, umgingen das Dörfchen Stonsdorf, traten in ein stilles, verschwiegenes, einsames Thal mit reizenden Landhäusern in blühenden Gärten, waren in Honnef, dem lieblichsten Thaldorfe am Niederrhein.

„Hier bleiben wir“, sprachen sie beide wie aus einem Munde.

„Aber hier gibt es keine Abenteuer“, sagte der eine.

„Hier bedürfen wir keiner Abenteuer“, sagten sie

dann wieder beide. „Dieses Thal, dieses Dörfchen, diese Landhäuser sind ein Abenteuer, ein Idyll.“

Sie fanden in einer Seitengasse ein bescheidenes Wirthshaus und in ihm eine alte Wirthin, die freundlich und still war wie das Dörfchen.

Sie fanden darauf auch ein Abenteuer, das sie nicht suchten, das die edlen Brüder nie hätten finden sollen, das —

Aber erzählen wir.

Es war Abend geworden.

„Ich habe keine Ruhe in dieser Stille“, sagte Leopold zu dem Bruder. „Ich habe keine Ruhe, bis ich sie ganz ergründet, ganz durchdrungen habe. Ich muß in die Nacht hinaus, in den Mondschein, in die Schluchten, wenn es nicht anders sein kann, bis hinten zu der hohen Wolkenburg hinauf.“

„Mir genügt die Ruhe dieses Gärtchens“, sagte Franz.

Sie saßen in einer Laube des Gärtchens hinter dem Wirthshause.

„Du willst ungestört an unser Evchen denken, Franz.“

„Ich glaube, so ist es.“

„Auch ich will es, aber da oben. Auf der Wolkenburg schweift mein Auge in die unermeßliche ferne Ebene der Heimat zurück und mein Geist und mein Herz sehen den Schwalensee und die Schwalenburg und

die Landungsbucht im Garten, und in der Bucht unsern Nachen, und in dem Nachen unser Evchen, auf der Bank, auf der wir zuletzt mit ihr saßen."

Leopold ging. Franz blieb.

Gefahren kannten die beiden muthigen jugendlichen Herzen nicht, keiner für sich, nicht der eine für den andern.

Leopold schritt weiter und tiefer in das Thal hinein, nach der hoch emporstarrenden Wolkenburg zu.

Aber er kam nicht hinauf zu der Wolkenburg.

Der Mond ging ihm mit seinem bleichen Lichte zur Seite und zeigte ihm die Stille, in der er langsam dahinschritt.

Das Thal wurde enger, einsamer, stiller, je weiter er vordrang. Nur noch vereinzelte weiße Häuser lagen zur Seite. Sie lagen dunkel da, ohne Licht, ohne Laut.

Das Thal wurde zur Schlucht.

Hinten in der Schlucht zeigte sich ein Licht, wurden Laute hörbar.

Das war Gesang; ein Instrument begleitete ihn. Eine weibliche Stimme sang.

Der junge Erbgraf schritt, schlich fast leise weiter. Er wollte von dem Gesange nichts verlieren, er wollte ihn nicht stören.

Die Stimme war eine jugendliche, eine reine, klare, weiche, schmelzende.

Sie sang:

„Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht!
Schlummert, bis der neue Morgen
Kommt mit seinen neuen Sorgen!
Ohne Furcht, der Vater wacht.
Gute Nacht!“

Das war ein wunderbarer Gesang für den jungen Mann, so innig, herzlich und doch so maßvoll, so gebildet; so edel, sagte er sich. So hatte er noch Niemand singen hören, selbst Evchen nicht. Es wollte ihm in das Herz dringen. Er mußte die Sängerin sehen.

Der Mond zeigte ihm eine Villa mit Säulen, mit Balkonen, mit hohen Fenstern, mit weißen Markisen. Unten stand ein Fenster offen; das Gemach, zu dem es gehörte, war erleuchtet. Hineinsehen konnte man nicht; die Markise war tief heruntergelassen. Aber in diesem Gemache war der Gesang, die Sängerin.

Das Landhaus lag in einem Garten; der Mond zeigte die Blumen auf den Beeten, die Blüten an den Spalieren, Stauden und Bäume in großen, schneeweißen Kübeln, und die weiche Luft der Frühlingsnacht trug die Düfte von Orangen und Citronen und Granaten herüber. Eine Hecke umgab den Garten und die Hecke ein Bach oder ein Graben.

Der junge Graf ging leise an Wasser und Hecke

hin. Er fand eine Brücke, die über den Bach führte. Sie war mit einem Thore versehen, aber das Thor war nicht verschlossen.

Der junge Mann schlich, stahl sich hinein, ging mit unhörbarem Schritt seitwärts an der Hecke hin, um so in die Nähe des Hauses zu gelangen. Eine Laube hemmte seinen Schritt, in der Laube ein leiser Ton. Es war ein stilles Weinen, ein unterdrücktes Schluchzen. Es kam aus der Brust, aus dem Herzen einer Frau. Die Sängerin war es nicht. Man hörte sie das Instrument in dem Hause verschließen; man sah eine weibliche Gestalt in dem offenen Fenster sich vorbeugen, als wenn sie etwas in dem Garten suche.

Sah sie nach der weinenden Frau in der Laube hinaus? Hatte sie dem schluchzenden Herzen die gute Nacht zugesungen, den Schlummer, bis der Morgen ihr die Sorgen wiederbringe?

Die Frau in der Laube war stiller geworden. Man hörte ihr Schluchzen nicht mehr. Sie hielt es ganz zurück. Sie mußte auf etwas aufmerksam geworden sein. Sollte die Sängerin in dem Fenster sie nicht hören? Oder hatte sie den Lauscher in ihrer Nähe, fast an ihrer Seite gehört?

Dem Grafen Leopold klopfte das Herz; er durfte sich nicht rühren.

Aus dem Fenster verschwand die Gestalt. Eine Thür des Hauses wurde geöffnet. Unter dem Säulenportal wurde ein Schritt hörbar. Aus dem Dunkel schwebte eine Gestalt in den Garten, in das Mondlicht. Es war eine zarte weibliche Figur. Sie glitt wie eine Elfe durch Licht und Schatten der Nacht in den Gängen, zwischen den Blumenbeeten dahin. „Ein Kind?" fragte sich der junge Mann, als er sie sah. Aber sie war größer, schlanker.

Sie schritt zu der Laube, in der die weinende Frau saß, hinter der der junge Graf stand.

Er konnte nicht zurück, nicht von der Stelle. Jede Bewegung wäre von der einen gesehen, von der andern gehört worden.

Die Sängerin — war sie Kind oder nicht mehr — hatte die Laube erreicht.

Sie sprach, und die glockenreine und herzliche jugendliche Stimme ließ keinen Zweifel darüber, daß es die Sängerin war.

„Du hast wieder geweint, Tante!"

Die Tante schwieg; sie wollte nicht leugnen, nicht zugestehen.

„Deine Augen sind noch naß! Arme Tante! Aber Du hast ja mich noch, und Du sagtest immer, ich sei

Dein Engel, Dein Alles. Bin ich Dir denn jetzt nichts mehr, seitdem Du das Andere verloren hast?"

„Du bist noch immer mein Engel", sagte eine klagende Frauenstimme.

„Und Dein Alles, Tante! Und ich bleibe bei Dir. Wir beide verlassen einander nicht."

Es war doch, als wenn die weinende Dame bei den letzten Worten der jugendlichen Stimme ein heftiges Schluchzen wieder unterdrücken müßte.

„Sei wieder fröhlich, Tante Aurelie", fuhr die Sängerin fort. „Es ist ja auch hier schön, schöner als in den weiten Prunkgemächern des Schlosses. Und wie ruhig und einsam ist es hier, so ganz anders als in all dem Treiben und Drängen der vielen Menschen. Ich möchte hier immer bleiben. Du sehntest Dich ja auch oft nach Stille und Einsamkeit und Ruhe, meine gute Tante. Jetzt haben wir sie. Genießen wir sie."

„Es wird kommen, mein Kind", erwiderte die Tante.

Das Kind aber sagte:

„Seien wir gleich fröhlich, Tante. Ich bin es so gern. Verlassen wir diese dunkle Laube. Es ist kalt hier und feucht an dem Wasser. Gehen wir in dem Garten spazieren! Oder soll ich noch ein Lied singen? Ein lustiges?"

„Gehen wir in den Garten, Sabina."

Der Graf Leopold hörte, wie die Frauen in der Laube sich erhoben.

Er sah sich nach einer Stelle um, die ihn ihren Blicken verberge, wenn sie herausträten.

In dem Augenblicke vernahm er das Rollen eines Wagens, der in das Thal fuhr.

Auch in der Laube wurde es gehört.

„Das ist eine Kutsche! In der späten Nacht! Sie kann nur zu uns wollen. Wer kann es sein? Wer kann es wagen, sich unserer zu erinnern, zu uns zu kommen? Oder wird mir ein Befehl gebracht?"

Die Stimme der weinenden Frau sprach die Worte, mit Sorge, mit Bitterkeit, mit Angst.

Der Wagen war näher gekommen.

Er hielt vorn am Garten, etwa fünfzig bis sechzig Schritte vom Hause, von der Laube.

Ein Schritt kam dann näher, ging an dem Bache und der Hecke des Gartens hin, trat über die Brücke in den Garten.

Das Mondlicht fiel auf einen Mann von mittler Größe, der in einen weiten Mantel gehüllt war. Er schritt auf das Haus zu.

So sah ihn in seinem Versteck der junge Graf.

So war er in der Laube gesehen worden.

Die beiden Frauen waren in der Laube geblieben.

„Der Rheingraf!“ sagte die jüngere, die Sängerin.

„Der Graf Gotthard!“ wiederholte die Tante. „Ich ahnte es. Was mag er bringen?“

„Er will uns besuchen, Tante.“

„Besuchen?“ sagte die Tante mit der vollsten Bitterkeit, der ihre Stimme fähig sein mochte. „Er bringt etwas. Bleibe Du hier, mein Kind. Ich muß ihn allein sprechen.“

Sie verließ die Laube.

Der junge Graf Leopold sah eine hohe, stolze Frauengestalt. Sie war etwas stark; sie konnte nicht mehr ganz jung sein. Sie war in tiefer Trauerkleidung. Sie schritt dem Herrn, der in den Garten getreten war, auf seinem Wege zu dem Hause entgegen. Man sah, wie sie sich höher erhob, wie ihr Schritt stolzer wurde, je näher sie dem Femden, dem Rheingrafen Gotthard kam. Als sie vor ihm stand, hatte ihre Gestalt und Haltung etwas Majestätisches.

Der Fremde verbeugte sich tief vor ihr, wie vor einer Königin, und blieb entblößten Hauptes vor ihr stehen.

Sie winkte ihm mit der Hand, sich zu bedecken. Er that es, unter neuen ehrfurchtsvollen Verbeugungen.

Dann sprachen die Beiden zusammen. Ihre Worte blieben in der Laube unverständlich. Der Rheingraf

sprach lange und leise; die Dame erwiderte ihm nur zuweilen wenige Worte.

Sie gingen im Gespräche dem Hause zu; hinein traten sie nicht; sie gingen vor ihm auf und ab.

Sie blieben lange so, in angelegentlichem, stets leisem Gespräche.

Das Kind in der Laube verhielt sich still, wie der junge Graf hinter ihr. Lauschten sie beide? Beide vergebens?

Das Gespräch der beiden Andern nahm ein Ende. Sie kamen vom Hause zurück. Der Fremde wollte heimkehren. Bis in die Mitte des Gartens begleitete ihn die Dame, weiter nicht. Dort verabschiedete er sich von ihr, respektvoll, wie von einer Königin; wie eine Königin entließ sie ihn.

Er verließ den Garten, kehrte zu seinem Wagen zurück.

Die hohe Dame blieb sinnend in der Mitte des Gartens stehen.

Als man den Wagen fortfahren hörte, schritt sie der Laube zu. Das Kind kam ihr aus dieser entgegen.

„Was wollte er, Tante?"

„Gehen wir in das Haus, Sabina. Mir ist so kalt geworden."

Sie gingen in das Haus.

Ein Diener mit einem Lichte empfing sie unter der Säulenhalle, verschloß hinter ihnen die Thür.

Die Fenster des Hauses waren schon früher geschlossen.

Oben im Hause wurden wieder zwei Fenster hell. Die Schlafgemächer der beiden Damen mußten dort sein.

Der Graf Leopold blieb an der Laube.

Welches Gemach ist denn das ihrige? Wird ihre Elfengestalt nicht am Fenster erscheinen, ihre süße Stimme nicht dem Monde, der Nacht gute Nacht sagen?"

Er wartete vergeblich. Eine Uhr im Hause schlug Mitternacht. Die Lichter hinter den beiden Fenstern wurden ausgelöscht.

Die schöne Villa lag da wie ausgestorben, aber schneeweiß in dem hellen Lichte des Mondes.

Der junge Graf kehrte nach Honnef zurück, in das kleine Wirthshaus zur Seite des Dorfes, in sein freundliches Kämmerchen darin.

Sein Bruder Franz schlief schon; er erwachte.

„Warst Du oben auf der Wolkenburg, Leopold?"

„Ich kam nicht so weit."

Mehr sprachen sie nicht.

Der Graf Franz schlief wieder ein.

Der Graf Leopold fand erst seinen Schlaf, als der Morgen grauen wollte.

Als er spät am Morgen aufwachte, war Franz längst fort.

Er habe den Bruder nicht wecken wollen, sagte die Wirthin; er habe für ihn zurückgelassen, daß er zur Wolkenburg gehe.

„Und ich?“ fragte sich der Graf Leopold. „Wohin ich?“

Er hatte schon die Antwort, bevor er die Frage ausgesprochen hatte.

„Zu der Villa! Zu der weißen Villa! Zu dem Garten am Bache! Zu dem Kinde mit der süßen Stimme und der Elfengestalt!“

Er erreichte den Garten, das Haus. In jenem blühten die Blumen, dufteten die Orangen, glühten die Granaten. An dem Hause strebten hoch und schlank die Säulen empor, traten überall die edlen Formen eines künstlerischen Baues hervor. Sie lagen heute in der hell leuchtenden Morgensonne doch anders da als am gestrigen Abende in dem bleichen Mondlichte.

Aber in dem Lichte des Mondes war menschliches Leben da gewesen, hatten Herzen geschlagen, in Angst und in Sorge, in Leid und in Liebe. Und heute war keine Stimme zu hören und keine Bewegung zu sehen. Die Gänge des Gartens waren leer; aus der Laube drang kein Geflüster hervor. In dem Hause standen

die Fenster offen, aber sie waren mit dichten Vorhängen verhangen, und das Hausthor war verschlossen, und in dem Innern des Gebäudes wurde nicht das leiseste Geräusch vernehmbar.

„Hatte ich denn geträumt heute Nacht?" fragte sich der junge Graf. „Oder hatte meine Phantasie oder ein neckender Geist den offenen Augen Bilder vorgegaukelt, hingezaubert?"

Und nach langem Harren ging er träumend weiter, an Garten und Haus vorüber, in das Thal hinein, in die engere Schlucht, und wie er einmal aufschaute, stand er an einem vorspringenden Felsen, und auf dem Felsen stand eine Frauengestalt, die an einem Nußbaum des Felsens hinaufblickte und an den herüberhängenden Zweigen des Baums mit beiden Händen sich festhielt, damit sie nicht von der schmalen Felsenspitze falle. Es war eine zarte und feine Kindergestalt. Aber nein, das war kein Kind mehr. Es war die Elfe vom gestrigen Abende, die Sängerin mit der süßen Stimme. Nur ihr Gesicht hatte er gestern in dem Mondlichte nicht gesehen. Er sah es heute, große dunkle Augen, elegante Züge, einen feinen, vornehmen Schnitt, auf den frischen Lippen Glück und Keckheit, das Ganze mit dem Reize der Anmuth und der ersten Jugendblüte übergossen.

Sie trug Trauerkleidung; sie erschien um so schöner, bezaubernder darin.

Ueber dem Nußbaum sproßte aus dem Felsen ein wilder Rosenstrauch hervor. Es blühte eine einzige Rose an seinen herabhängenden Zweigen.

Nach der Rose schien das Kind zu langen. Sie konnte sie nicht erreichen.

„Darf ich Ihnen die Rose pflücken?" fragte der Graf Leopold das Mädchen.

Sie hatte ihn nicht gesehen. Sie sah ihn. Sie blickte ihn einen Augenblick überrascht an; dann sagte sie gleichgültig, fast noch mehr hochmüthig:

„Ich danke."

„Sie werden fallen", sagte der junge Mann.

„Schwerlich!" erwiderte sie ebenso kurz und ohne sich weiter nach ihm umzusehen.

Sie suchte an den Zweigen des Nußbaums sich aufzuschwingen. Ihr einer Fuß berührte den Felsen nur noch mit der Spitze; der andere schwebte frei in der Luft.

„Sie werden fallen", sagte der Graf noch einmal, „und sich beschädigen."

Sie hörte nicht auf ihn. Sie wurde um so eifriger; ihre Wangen glühten.

Mit raschem Entschlusse sprang der junge Graf den

Felsen hinauf. Ohne ein Wort zu sprechen, stand er an ihrer Seite. Mit der einen Hand zog er sie aus ihrer gefährlichen Stellung zurück, mit der andern pflückte er die Rose.

Er war so viel größer als sie.

Die Rose reichte er ihr hin.

Sie nahm sie nicht. Sie sah ihn mit zornfunkelnden Augen an.

„Ich hatte an die Rose nicht gedacht", sagte sie fast wegwerfend.

„Sie wagten also ihr Leben für gar nichts?" fragte er.

„Ah, Sie hätten mir wohl das Leben gerettet?"

„Ich denke mir es so, wenn Sie nicht etwa eine kleine Komödie vor mir aufführen wollten."

Das war wohl eine Sprache, die das schöne, stolze, kecke Kind noch nicht gehört hatte.

Ein Zornesblitz aus den dunklen Augen sollte ihn wieder treffen. Aber wie ihre Augen die seinigen trafen, zuckte sie plötzlich zusammen.

„Verzeihen Sie mir!" sagte sie. „Und — Sie haben mir das Leben gerettet und — und noch mehr. Ich danke Ihnen. Aber Sie haben mich auch beschämt. Leben Sie wohl."

Sie wollte sich von ihm wegwenden, um zu gehen.

Sie besann sich noch einmal.

Sie reichte ihm die Hand.

Und dann war nochmals eine Veränderung in ihr vorgegangen, oder vielmehr die Wandlung in ihr war weiter geschritten.

„Mein Herr, in dem Felsen dort oben ist ein Nest. In derselben Spalte, aus der die wilde Rose hervorblüht. Ein Vogel flog hinein und blieb darin; ein anderer kam heraus. Es war Männchen und Weibchen. Sie lösten sich im Brüten ab. Ich habe noch nie ein Vogelnest gesehen. Ich wollte es sehen. Darum brachte ich mich in die Gefahr. Heben Sie mich zu ihm hinauf."

Sie sprach wie ein bittendes Kind.

„Kommen Sie", sagte er.

Er nahm sie wie ein Kind. Er wurde es mit ihr.

Er führte sie den Felsen hinauf. Die Felsenwand, an der die wilde Rose herunterhing, bog sich zurück. Wenn das Kind sich in den Arm des jungen Mannes legte, konnte sie sich gefahrlos vorbeugen und in der Felsenspalte das Nest sehen.

„Legen Sie sich in meinen Arm", sagte er zu ihr.

Sie legte sich hinein. Er hielt sie fest. Sie beugte sich vor.

„Sehen Sie es?" fragte er.

„Wie schön ist es!" antwortete sie zurück, aber leise.

„Der Vogel sitzt darauf. Er sieht mich so bittend und so treu an. Ich soll ihm sein Bestes, sein Liebstes nicht zerstören. Sei ruhig, Du treues Thierchen."

Sie sah lange nach dem Neste und dem Vogel.

Der junge Mann mußte sie lange in seinem Arme halten, an seinem Herzen. Das Herz klopfte ihm. Ihres klopfte an dem seinigen, und es war ihm, als wenn durch das Pochen hin und her ein süßes Weh ihm in die Brust ziehe.

„Auch ihr?" fragte er sich.

Sie machte eine Bewegung.

„Haben Sie genug gesehen?" fragte er.

„Ja. Ich danke Ihnen."

Er ließ sie aus dem Arme. Er führte sie den Felsen hinunter, in den Weg zurück, an dem der Fels lag.

„Ich muß nach Hause", sagte sie. „Gehen Sie weiter?"

„Ich kehre mit Ihnen zurück."

„Woher wissen Sie, daß ich zurückgehe?"

Er wurde verlegen; den gestrigen Abend durfte er nicht verrathen.

„Ich denke es mir", erwiderte er.

„Gehen wir zusammen", sagte sie.

Sie sprach es wieder keck, vornehm, wie befehlend.

Er hatte es wohl nicht beachtet.

Sie kehrten zusammen zurück.

Sie gingen jetzt ganz wie ein paar Kinder neben einander.

„Sie hatten noch nie ein Vogelnest gesehen?“ fragte er.

„Nur abgebildete und nachgemachte.“

„Sie waren doch Kind. Wo lebten Sie denn?“

„Sie haben wohl viele Nester gesehen?“

„Zu Hunderten im Jahre. Ich suchte oft tagelang danach, im tiefsten Walde, auf den höchsten Bäumen.“

„Wo lebten Sie denn?“

„Auf dem Lande.“

„Aber da lebte ich auch.“

„Und Sie waren nie im Walde?“

„O, oft, aber —“

Auch sie wurde verlegen, schien etwas nicht verrathen zu dürfen.

„Aber“, fuhr sie fort, „nicht allein, und Nester durfte ich nicht suchen.“

„Verboten Ihre Aeltern es Ihnen?“

„Aeltern?“

Sie wurde nachdenklich, träumerisch.

„Aeltern?“ sprach sie noch einmal vor sich hin.

„Ich habe meine Aeltern nie gekannt“, sagte sie dann wieder zu ihrem Begleiter.

„Und fremde Menschen", sagte der Graf, „erzogen Sie so streng, daß Sie nicht einmal —"

„Nein, nein", rief sie. „Es waren mir keine fremden Menschen, und Niemand war streng gegen mich. Sie liebten mich alle. Meine Wünsche waren Befehle. Die Herren, die Damen —"

Sie schwieg plötzlich. Sie hatte zu viel gesagt, verrathen.

Der Rheingraf war es gewesen, der gestern Abend der Tante des Kindes gegenüber so unterthänig, so respektvoll sich benommen, der entblößten Hauptes vor ihr gestanden und erst ihres Befehls bedurft hatte, um sich zu bedecken.

„Ein Fürstenkind bist Du?" sagte sich der junge Mann an ihrer Seite, der selbst einem hohen, fürstenmäßigen Geschlechte angehörte. „Ein keckes, verzogenes Fürstenkind, dessen Wünsche und Winke für ihre Kammerherren und Hoffräuleins Befehle waren, dessen Launen Niemand entgegenzutreten wagte! Aber Du warst doch ein armes Kind. Du hast Deine Aeltern nicht gekannt und Du durftest nicht einmal im Walde Nester suchen. Und wenn Du auch Launen bekommen hast, Du hast doch Dein Herz behalten. Ah, es schlug ja an dem meinigen! — Sie wohnen hier in der Nähe?" fragte er sie.

„Seit einigen Tagen", antwortete sie.

„Und hier sind Sie frei?"

„Und es ist so schön, in diesen Bergen und Thälern und Schluchten frei zu sein!"

„Waren Sie schon auf den Höhen der Berge hier?"

„Auf dem Drachenfels. Zu der Wolkenburg habe ich nur mit Sehnsucht hinaufgesehen, und der Petersberg kommt mir mit der kleinen grauen Kapelle auf seiner mächtigen Höhe zu langweilig vor. Von den andern Bergen kenne ich nicht einmal die Namen."

„Soll ich sie Ihnen nennen?"

„Ich bitte darum."

„Dort zunächst liegt der Nonnenberg; dann kommen der Löwenberg, der Oelberg und der Hemmerich."

Sie hatte ihm zerstreut zugehört.

„Sind Sie schon lange in dieser Gegend?" fragte sie ihn.

„Seit gestern."

„Sie kommen weit her?"

„So ziemlich."

„Werden Sie lange hier bleiben?"

„Ich weiß es nicht."

„Hier wohne ich", sagte sie.

Sie waren an der weißen Villa angekommen. Sie zeigte nach dem Hause.

„Und Sie haben keine Aeltern mehr?“ sagte der junge Graf.

Es kam ihm wohl natürlich in den Sinn.

Sie antwortete:

„Ich wohne hier mit meiner Tante.“

An dem Hause kam hinter einem Spalier eine Dame zum Vorschein, die dort auf und ab ging.

„Meine Tante“, sagte das Kind. „Soll ich Sie zu ihr führen?“

Der junge Mann sah die Dame in der tiefsten Wittwentrauer, wie er sie am gestrigen Abend gesehen hatte. In der Tageshelle sah er sie deutlicher. Sie war nicht mehr jung; sie schien schon stark in der Mitte der dreißiger Jahre zu sein. Sie war noch immer von großer Schönheit; sie war ganz jene majestätische Schönheit, die ihre Erscheinung in dem zweifelhaften Mondlichte hatte ahnen lassen. Ihr Gesicht trug die feinsten, reinsten und frischesten Farben, die vor dem tiefen Schmerz, der in den stolzen aristokratischen Zügen wohnte nicht gewichen waren. Der Schmerz beherrschte das schöne Gesicht, aber es schien kein Schmerz des Unglücks zu sein. Ihr Körper trug vielleicht etwas zu viel von jener Fülle, die man an vornehmen Damen in ihrem Alter, wenn sie immer in Glück und Genuß gelebt haben, häufig antrifft.

Sie hatte das Kind mit dem jungen Manne nicht gesehen. Sie blickte in ihrem Schmerze vor sich nieder.

Der junge Graf stand zweifelhaft, ob er sich ihr solle vorstellen lassen.

Das Kind kam einem Entschlusse in ihm zuvor.

„Lassen wir es lieber", sagte sie. „Sie ist so traurig."

Dann sprach sie hastig:

„Aber eine Bitte habe ich an Sie. Sprechen Sie zu Niemand von unserer heutigen Begegnung."

Der junge Graf sah sie stolz an.

„Warum nicht?" fragte er.

Aber ehe sie antworten konnte, fuhr er fort:

„Sorgen Sie nicht. Ich weiß, wovon ich zu sprechen habe und wovon nicht, und wenn ein Zusammensein mit mir Sie compromittiren könnte, durch mich soll Niemand es erfahren."

„Du hochmüthiges Fürstenkind!" schloß in seinem Innern wohl die Antwort.

Das Kind erblaßte. Sie schien heftig mit sich kämpfen zu müssen. Ueber Stolz und Verdruß gewann ein anderes Gefühl die Oberhand, aber ohne daß jene ganz niedergeworfen waren.

„Sie thun mir Unrecht", sagte sie. „Sie sollen auch mit mir nicht, mit mir am allerwenigsten von unserm Begegnen sprechen. Und der Grund ist, weil

ich mich bei jeder Erinnerung an mein Benehmen gegen Sie vor mir selbst schämen müßte. Und nun wissen Sie es", setzte sie mit zornig aufzuckenden Lippen hinzu, „und es war — es wäre sehr unrecht von Ihnen, wenn Sie meiner Bitte eine andere Deutung geben wollten."

Sie wandte sich von ihm ab, um zu gehen.

„Sie ist doch das trotzige und verzogene Kind, das keinen Widerspruch kennt", sagte sich der junge Mann, und auch er war verdrießlich.

Auf einmal wandte sie sich wieder nach ihm um.

„Geben Sie mir die Rose", sagte sie.

Er hielt noch immer die wilde Rose in der Hand, die er für sie gepflückt hatte, die sie von ihm nicht hatte annehmen wollen.

„Wozu?" fragte er in seinem Verdruß.

Sie gab ihm keine Antwort. Sie hatte ihren Trotzkopf.

Er schwieg gleichfalls; er ärgerte sich über sich selbst, daß er unhöflich gegen sie gewesen war. So gab er ihr auch die Rose nicht.

„Werden Sie mir Ihren Namen nennen?" fragte sie ihn noch kühl.

„Ich heiße Franz", antwortete er. „Und darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„Sabina!"

Damit schritt sie über die kleine Brücke in den Garten, der Villa zu. Sie sah sich kein einziges Mal nach ihm um.

Er blickte ihr lange nach, bis sie in dem Hause verschwand, in das ihre Tante schon vor ihr gegangen war.

Dann ging auch er weiter, aber mit einem Schritt und mit Geberden, die anzeigten, wie er immer mehr und mehr unzufrieden mit sich wurde. Er ging rasch, er schritt langsam, er blieb stehen, er stampfte die Erde mit den Füßen, er redete laut mit sich.

„War ich nicht ein Kind? Gar ein ungezogenes, wenn sie nur ein verzogenes war; frech und unhöflich, wenn sie nur ihren Trotzkopf hatte? Und welcher kindische Einfall, mich ihr Franz zu nennen! Ich wollte ihr auch meinen Trotz zeigen. Warum hatte sie freilich mich geärgert? Warum fragte sie mich so kühl, so herausfordernd: Werden Sie mir Ihren Namen nennen? Es war doch kein Sinn darin."

Er kam verstimmt zu Hause an.

Sein Bruder Franz war schon zurück.

„Die Wirthin wartet auf uns mit dem Mittagessen."

„Ich mag nicht essen."

„Fehlt Dir etwas?"

„Ich bin wohl übermüdet."

„Warst Du weit?"

„Ziemlich."

„Ruhe Dich aus, Leopold."

Franz verzehrte sein Mittagsbrod.

Leopold setzte sich in das Gärtchen hinter dem Hause und zankte sich mit seiner üblen Laune.

Nach einer Stunde kam Franz zu ihm.

„Ich muß wieder in das Gebirge. Es ist doch gar zu schön hier. Bist Du noch zu müde, mich zu begleiten?"

„Für heute muß ich darauf verzichten."

Franz ging allein.

Er war am Morgen wieder auf dem Drachenfels gewesen, hatte dann den Petersberg bestiegen, dessen Höhe ihm, während er vom Drachenfels die Aussicht auf und über den Rhein genossen hatte, den Blick weit in die Ferne gewährte, über das Westfalenland hinaus, nach der Gegend hin, in der er Schloß Werdenburg, den Schwalensee mit der Schwalenburg und in dieser Evchen, sein Evchen wußte.

Er schlug jetzt den Weg ein, der in das Thal, in die Schlucht, weiter zu der Wolkenburg hinaufführte. Er war hier noch nicht gewesen. Es war ihm Alles hier neu. Aber es that ihm Alles wohl. Es war so

still, so heimlich, so schön da, zwischen den hohen grünen Bergen, an dem klaren, leisen Bache, unter den wilden Rosen und den weißen Dornen, die nicht zu den Rosen gehörten, denn die wilden Rosen haben keine Dornen.

Er kam an den schönen Garten, er sah darin die weiße Villa mit dem Portal von schlanken Säulen.

„Hier mit Evchen!“ rief und klopfte sein Herz.

Da sah er hinten vor dem Hause zwischen den duftenden Orangen und glühenden Granaten eine schlanke jugendliche Gestalt auf und nieder wandeln.

War sie nicht schlank und jugendlich wie Evchen?

Er sah ihr Gesicht.

„Auch so frisch, so roth und weiß! Und so heiter und fröhlich, obwohl sie die Trauerkleidung trägt! Und auch so schön, beinahe so schön! Ah, da blickt sie hierher! Sie darf mich nicht sehen, den Späher, den Lauscher, da sie sich unbeachtet glaubte!“

Er legte sich am Bach hinter der Hecke in das Gras.

Aber er hörte vom Hause her einen Schritt sich nahen.

„Hatte sie mich schon gesehen? Will sie wissen, wer, wenn auch nur mit seinen Blicken, mit den unbefugten Blicken in ihr Heiligthum drang?“

Der Schritt kam näher.

„Sie ist es! Was mache ich? Darf sie mich hier liegen sehen, geradezu wie einen Spion im feigen Hinterhalte? Bei Gott, sie ist es!"

Sabina's schlanke Gestalt stand auf der kleinen Brücke, die in den Garten führte. Ihre großen dunklen Augen suchten in dem Wege.

„Sie ist es!"

Der junge Graf sprang auf.

Sie sah ihn.

„Ah", sagte sie überrascht.

Der Graf trat zu ihr.

„Verzeihen Sie mir —"

„Was soll ich Ihnen verzeihen?"

Sie sprach die Worte mit trotzigem Tone der Stimme, mit schelmischem Blick in den schönen Augen.

Sie sah ja nur den Fremden vom Morgen wieder, gegen den sie hatte trotzig sein wollen, der sich ihrer Laune nicht unterworfen hatte, von dem sie im Verdruß geschieden war, im Aerger über sich, über ihn, zu dem es sie gerade deshalb wieder hinzog. Sie mußte ihre Genugthuung von ihm, gegen ihn haben.

Der Graf Franz wußte nichts von der Begegnung des Morgens. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie ihn für einen Andern, für seinen Zwillingsbruder halte. Wie konnte ein Gedanke daran in ihm aufkommen?

„Ich war unbescheiden“, sagte er.

„Sie sind hier auf einem offenen Wege“, erwiderte sie. „Es wird wohl Mancher, der vorbeigeht, in den Garten blicken, sich das Haus ansehen wollen. Wünschen Sie in den Garten einzutreten?“

Sie hatte sein Spioniren also gesehen. Aber sie war nicht böse darüber geworden. Sie sprach nicht einmal mehr trotzig; ihr Lächeln war nur noch ein freundliches.

„Das ist ein freundliches Naturkind“, dachte er bei sich.

Er nahm ihre Einladung an.

„Sie sind sehr gütig“, sagte er.

Er ging mit ihr in den Garten, zu dem Hause, dessen schöne Formen in der Nähe noch anmuthiger und harmonischer heraustraten.

„Sie wohnen hier schön, Mademoiselle“, sagte er.

„Ich heiße Sabina“, sagte sie.

„Ein echtes Naturkind!“ konnte der Graf Franz sich nur denken.

„Wie heißen Sie?“ fragte sie.

„Franz!“ erwiderte er, wie sie ihm geantwortet hatte.

„Franz!“ wiederholte sie für sich. „Ich werde es jetzt nicht mehr vergessen. — Meine Tante pflegt der

Ruhe", sagte sie dann; „ich bedauere daher, Sie nicht in das Innere des Hauses führen zu können."

Sie sah sich im Garten um.

„Wissen Sie, was hier fehlt?" fragte sie.

„Ich suche vergebens es zu errathen."

„Eine wilde Rose."

„Ah, die Gartenrosen blühen noch nicht."

„Aber draußen in der Schlucht!" sagte sie.

Sie dachte nur an die wilden Rosen.

„Werden Sie mir eine pflücken?" fragte sie.

„Gewiß, sehr gern."

Sie gingen weiter in die Schlucht hinein.

Schon nach wenigen Schritten kamen sie zu blühenden Rosensträuchen, die am Wege standen.

Er pflückte eine Rose, überreichte sie ihr.

„Darf ich bitten?"

Sie nahm sie. Sie dankte ihm mit einem bezaubernden Lächeln.

„Warum sagten Sie nicht Sabina zu mir?" fragte sie ihn.

Am Morgen hatte er Sabina zu ihr gesagt, er, wie sie meinte, und sie hatte ihm vorhin den Namen noch ausdrücklich wiederholt.

„Sie nennen mich ja auch nicht Franz", erwiderte er.

„Hören Sie, Franz“, sagte sie schelmisch, „Sie gefallen mir. Sie sind so gehorsam, nicht herrschsüchtig.“

„Warum sollte ich herrschsüchtig gegen Sie sein?“ fragte er.

Sie wollte ihm antworten, als sie einen Bedienten von dem Landhause her auf sich zukommen sah.

Auch der Diener trug Trauerzeichen auf seiner schwarzen Kleidung.

Sie ging ihm entgegen.

Dem jungen Manne schien es, als wolle sie ihn nicht hören lassen, was der Diener ihr zu sagen habe.

Er hörte dennoch die Worte:

„Fürstliche Gnaden lassen zum Kaffee bitten.“

„Sage Er der Tante, daß ich gleich kommen werde“, erwiderte sie dem Diener.

Der Mann ging.

Sie wandte in ihrer ganzen bisherigen Unbefangenheit und Freundlichkeit sich wieder zu dem jungen Grafen.

„Ich hoffe, Sie bleiben noch einige Zeit hier.“

„Gewiß“, sagte er.

„Dann werden wir uns öfter sehen.“

„Würde es Ihnen angenehm sein?“

„Wie Sie fragen! Hätte ich es Ihnen sonst gesagt? Es ist schön hier, aber meine arme Tante ist so traurig, so unglücklich und verläßt das Landhaus

und den Garten nicht. Und ich bin gern fröhlich, und meine Lust wäre, frei in Berg und Wald umherzuschweifen. Ich durfte es so lange nicht. Da sollen Sie mein Cavalier sein. Leben Sie wohl. Die Rose verwahre ich."

Sie gab ihm die Hand.

Sie verschwand in dem Garten.

„Das ist ein wunderbar reizendes und freundliches Fürstenkind!" sagte der Graf Franz zu sich. „Ein Fürstenkind ist sie und doch so bürgerlich! Fast wie Evchen. Sie ist nur freier gegen mich, weil sie über mir steht. Evchen wußte doch immer, daß sie dem Grafen gegenüber das Bürgerkind war. Warum mußte, warum muß sie es sein?"

Und er träumte weiter von Evchen und dem Fürstenkinde.

Zum Abend, als es dunkel war, ging Leopold wieder zu dem weißen Säulenhause. Am gestrigen Abend hatte er ihre süße Stimme gehört, er mußte sie noch einmal sein Herz durchzittern lassen.

Sie sang wieder. Aber es war ein fröhliches Lied, und im Garten, in der Laube hörte er kein Weinen und kein Schluchzen. Dennoch war Jemand in der Laube. Er hörte Bewegungen darin. Wer konnte es sein? Wieder die Fürstin, die Tante? Aber in dem

Fenster des Zimmers, in dem das Mädchen sang, zeigte sich eine hohe, starke Frauengestalt; es konnte nur die Tante sein. War einer von den Domestiken in der Laube, der die Herrschaft im Hause wußte? Da kam es aus der Laube heraus. Ein Schritt ging weiter in den Garten hinein, nach dem Hause hin, aber nicht in gerader Richtung, auf Umwegen, hinter Spalieren, die Hecke entlang. Wer war es, der sich hier nicht durfte sehen lassen? Der Mond schien noch nicht. Der Graf Leopold unterschied nur einen Mann, der in einen Mantel gehüllt war. Ein Diener des Hauses war es auf keinen Fall.

Ein Nebenbuhler?

Wie leicht, wie schnell, wie zu allererst dringt die Eifersucht in ein Herz, in das die Liebe ihre ersten frischen Wurzeln geschlagen hat!

Wer konnte es wagen, in der Dunkelheit der Nacht sich in den fremden Garten einzuschleichen, unmittelbar dem Hause sich zu nahen?

„Ich hätte es nicht gewagt.“

Aber wozu die erste schüchterne Liebe nicht den Muth hat, das muß die Eifersucht vollbringen.

Auch er schlich in den Garten, die Hecke entlang, hinter den Spalieren hin. Er mußte wissen, wer der Mann im Mantel war, wo er geblieben war.

Er fand ihn nicht mehr; er entdeckte keine Spur von ihm.

Aber auch der Gesang war verstummt, das Fenster, das erleuchtet gewesen, war dunkel. Wo war sie, die Sängerin, das trotzige, verzogene Fürstenkind? Bei dem Manne im Mantel? Er mußte es wissen.

Er ging näher an das Haus; er wagte sich frei und offen in den Garten, nahe an das Haus heran. Alle Fenster waren dunkel; nirgends bewegte sich etwas, war ein Laut zu vernehmen. Er wollte um das Haus herumgehen. Auf der andern Seite mußte er finden, was er suchte, verfolgte.

Eben war der Mond aufgegangen.

Da öffnete sich leise eins der dunklen Fenster oben im Hause, eins von denen, die am gestrigen Abende spät noch hell geworden waren. Es fiel leise etwas herunter; das Fenster verschloß sich schnell wieder.

Was war heruntergefallen aus dem Schlafgemache des Fürstenkindes?

Er trat unter das Fenster. Eine frisch gepflückte Monatsrose lag an der Mauer.

„Für mich? Ja, ja, für mich. Für die wilde Rose von heute Morgen!"

Auch die Eifersucht konnte keinen Einspruch thun. Er trug ja keinen Mantel.



Er drückte die Rose an sein Herz. Er suchte den Mann im Mantel nicht mehr. Aber er mußte noch bis Mitternacht zu dem dunklen Fenster hinauf träumen.

Als er zu Hause kam, schlief sein Bruder Franz, auch wohl träumend von dem weißen Säulenhause in der Schlucht; denn er war der Mann im Mantel gewesen, der dem Gesange des freundlichen Fürstenkindes gelauscht und, als er ihn nicht mehr vernahm, das dunkle Haus umschlichen und dann sein Lager aufgesucht hatte.

Am andern Morgen sahen sich die Brüder. Aber sie waren einsilbig gegen einander; von dem gestrigen Tage sprach keiner ein Wort. Es war so natürlich.

Evchen stand zwischen ihnen, das gute, das brave, das liebende Evchen, das sie beide liebte, das sie beide wieder liebten. Trat nicht jeder von ihnen sich selbst, dem andern, dem Kinde zu nahe, wenn er bekannte, daß er eine neue Liebe suche, ihr schon folge?

So verließen sie auch wieder jeder einzeln ihr Quartier, und keiner sagte dem andern, was er für den Tag vorhabe, wohin er gehe.

Der Weg beider ging in die Schlucht, zu dem weißen Säulenhause.

Leopold war zuerst gegangen.

Als er dem Garten sich nahte, sprang das Fürstenkind über die kleine Brücke ihm entgegen.



Sie hatte ihn gesehen.

„Schön, daß Sie kommen. Ich warte schon lange auf Sie."

„Hätte ich das ahnen können!"

„Sie hätten mich nicht so lange warten lassen?"

„Können Sie fragen?"

„Kommen Sie. Wir bleiben den ganzen Morgen zusammen. Meine Tante ist unwohl."

„Und Sie verlassen sie?"

Die Frage verletzte sie.

„Sind Sie mein Hofmeister?" warf sie in ihrer raschen und kecken Weise die Lippen auf.

„Bist du das trotzige Fürstenkind wieder?" dachte der junge Graf.

„Sie hatten wohl keinen strengen Hofmeister?" fragte er sie.

„Ich hatte gar keinen", sagte sie.

„Wie wuchsen Sie denn auf?"

Die Frage war wohl absichtlich so bürgerlich gestellt.

Das Kind — sie war schon nicht mehr böse — antwortete unbefangen:

„Ich hatte Lehrer und eine Hofmeisterin; Oberhofmeisterin wurde sie genannt. Aber gehen wir. Unterwegs werde ich Ihnen auch auf Ihre Frage antworten."

Sie gingen in die Schlucht hinein.

„Wissen Sie", sagte sie, „wohin ich heute zuerst möchte?"

„Und wohin?"

„Zu dem Neste von gestern. Soll ich Ihnen auch sagen, warum?"

„Und warum?"

„Um Ihnen meinen Dank zu zeigen."

„Ich trage das Zeichen Ihres Dankes auf meinem Herzen."

„Ah, die Rose von gestern Abend! — Sie fragten nach meiner Tante", sagte sie dann. „Sie hat Migräne. Sie leidet manchmal daran. Dann darf Niemand zu ihr. Das geringste Geräusch verursacht ihr unerträgliche Schmerzen."

„Verzeihen Sie mir", sagte der Graf. „Ich hatte Ihnen Unrecht gethan."

„Sie trauten mir Mangel an Liebe gegen meine Tante zu? Ja, das war unrecht von Ihnen. Ich liebe meine arme Tante über Alles. Sie ist so unglücklich, besonders jetzt, seit acht Tagen; seitdem wir hier sind; seit drei Wochen schon, seitdem der Kurfürst krank wurde. Sie war eigentlich niemals recht glücklich, und manchmal kam es mir vor, als wenn sie es um meinetwillen nicht sei. Aber was rede ich da zu Ihnen?

Ach, ich möchte so gern einmal mein Herz ausschütten, so ganz. Und ich habe keinen Menschen, gegen den ich es könnte. Doch gegen Sie könnte ich es. Aber nicht heute. Morgen! Sie bleiben ja noch hier!"

„Ich bleibe noch hier."

Sie hatten den Felsen erreicht, in dessen Spalte das Vogelnest war.

„Ich hatte Sie bitten wollen, mich wieder hinaufzuheben", sagte sie, „aber es ist vorbei. Es wäre doch nur wieder Trotz gegen mich. Gehen wir weiter. Dieser Pfad scheint recht tief in die Gebirgswildniß zu führen. Ich werde mich da wieder wohler fühlen."

„Fühlen Sie sich nicht wohl?" fragte er.

„Ich bin verstimmt, traurig. Meine Tante! Der Kurfürst! Er liebte mich so sehr. Er wollte mir immer noch etwas sagen, mir allein. Aber sie ließen mich nicht mehr allein zu ihm. Nur meine Tante durfte bis zuletzt bei ihm bleiben. Unter ihrem Gebete an seinem Bette ist er gestorben. In der nämlichen Nacht noch mußten wir fort, hierher."

Der Weg, den sie gingen, führte in die Wildniß des Siebengebirgs, durch tiefe, einsame Schluchten, dann hinauf zu den alten Steinbrüchen der Wolkenburg, die schon vor sechshundert Jahren die Steine zum Bau des Kölner Doms lieferten.

Das junge Fürstenkind und der Grafensohn standen staunend, bewundernd vor ihnen.

„Welch ein großartiger Anblick", sagte der junge Mann. „Ueber ein halbes Jahrtausend haben so viele Tausende von Menschenhänden mit allerlei Mitteln der Zerstörung und Zernichtung hier gearbeitet, gesprengt, abgelöst, zerklüftet, hoch hinauf bis in die Wolken zu der alten Wolkenburg, tief hinunter in die Abgründe, deren schlammiges Wasser man hier kaum sieht. Und nicht blos jener mächtige Dom ist aus diesem Gestein hervorgegangen, Hunderte anderer Prachtgebäude an dem schönen Rheinstrom sind von den Steinen der Wolkenburg aufgeführt. Und dennoch steht die ungeheure Felsenmasse da, als habe man ihr erst die äußere Schale abgestreift, als wolle sie noch Jahrtausende herausfordern, aus ihrem Gestein diese reizenden Ufer des vaterländischen Stroms mit neuen Denkmälern deutscher Kunst, deutschen Fleißes, deutschen Gedankens zu schmücken."

Sie waren bis dicht an den Rand eines der weiten, tiefen Abgründe getreten.

Sie blickten hinunter.

„Wie still ruht das Wasser da unten!"

„Und wie schwarz!"

„Als wenn der Tod dort sein Reich hätte."

„Und auf seinem entsetzlichen Reiche lagert der schmuzige Schlamm in der Farbe der Hoffnung."

Der junge Mann sprach es.

„Ist das noch ein Grün?" fragte schaudernd das Mädchen.

„Das Grün des Todes! In meiner Heimat werden die Todten auf einem grünen Wagen zum Kirchhofe gefahren."

Das Mädchen nahm die Hand ihres Begleiters.

„Gehen wir von hier", sagte sie. „Es gehen häßliche Sagen von diesen Steinbrüchen. Böse Geister hausen hier. Meine Zofe hat mir davon erzählt."

Sie wollte ihn zurückziehen.

„Und was treiben die bösen Geister hier?" fragte der Graf.

„Der Berg gehört ihnen, und sie sind erzürnt, daß man ihnen ihr Eigenthum geraubt hat, um einen Tempel Gottes daraus zu bauen, und in ihrem Zorn ziehen sie die Menschen hinunter, die sich ihnen nahen, besonders Liebende; manches junge Paar hat hier seinen schrecklichen Tod gefunden."

Der junge Graf hatte sich von der Hand des Kindes zurückziehen lassen. Die weiche Hand ruhte noch in der seinigen, während sie erzählte. Daß sie ihn hielt, schien ihr ein Schutz zu sein. Er blickte in Gedanken

versunken zu der Tiefe hinunter, von der sie zurückgetreten waren. Auf einmal zuckte er auf. Er hatte etwas gesehen, in dem Abgrunde, an ihm.

„Einen Augenblick", sagte er.

Er nahm seine Hand aus der des Kindes. Er war mit drei Schritten an dem Rande des tiefen Bruches.

„Um Gotteswillen!" rief das Kind.

„Fürchten Sie nichts!"

„Franz, Franz!"

Er stutzte. Er hatte vergessen, daß er sich ihr so genannt hatte. Es fiel ihm wieder ein.

„Fürchten Sie nichts, liebe Sabina."

Er bog sich über die Tiefe vor. Ein halb abgesprengtes Felsstück ragte, einer unförmlichen Säule gleich, hoch aus dem Wasser heraus, drei Schritt vom Rande. Er wollte es mit der Hand erreichen.

„Franz, Franz!" rief das Kind. „Der Abgrund wird Sie verschlingen!"

Er antwortete nicht; er war nur mit dem beschäftigt, was er vorhatte. Er wußte es wohl, die geringste Unvorsichtigkeit, eine falsche Bewegung um die Breite eines Zolls brachte ihn aus dem Gleichgewicht, stürzte ihn unrettbar in die Tiefe.

„Ich sterbe mit Ihnen!" rief Sabina.

Er sprang zurück. Er hatte, was er wollte.

Er überreichte ihr ein Vergißmeinnicht. Er hatte es in der einen Spalte des Felsblocks gesehen. Es war emporgeblüht in dem feuchten Hauche des schlammigen Wassers in der Tiefe, den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne am Himmel. Er hatte es mit Gefahr seines Lebens gepflückt.

„Sabina, an die Rose von gestern sollte ich Sie nicht erinnern. Vergessen Sie mein nicht bei diesem Blümchen."

Sie nahm es von ihm mit zitternden Händen; Thränen, die aus ihren Augen schossen, benetzten es.

„Sie waren grausam", sagte sie.

Aber sie steckte das Blümchen an ihren Busen; sie verbarg es unter dem Busentuche.

„Kommen Sie jetzt!" sagte sie. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich hier nicht sagen darf."

Er ging mit ihr zurück.

„Was haben Sie mir zu sagen, Sabina?"

„Wenn Sie in den Abgrund gestürzt wären, ich wäre da unten mit Ihnen gestorben."

„Nein, nein!" rief er.

Sie nahm wieder seine Hand.

„Blicken Sie in mein Auge!"

Er that es.

„Sehen Sie eine Lüge darin?"

„Nein“, sagte er.

Er sprach das Wort so sonderbar. Er mußte es hervorpressen.

Der tiefste Schmerz und die höchste Lust rauben dem Menschen die Sprache.

Schnürte ein Schmerz ihm die Brust zusammen?

Er hatte in ihrem Auge die Seligkeit der Liebe gelesen und die Seligkeit der Liebe war in sein Herz eingezogen.

Sie konnten beide kein Wort mehr sprechen.

Sie kehrten stumm von den Steinbrüchen der Wolkenburg zurück.

Als sie wieder unten im Thale waren, fragte er:

„Sabina, warum konnten Sie das, was Sie mir sagten, an dem Abgrunde nicht zu mir sprechen?“

Sie antwortete ihm mit ihrer kindlichen Unbefangenheit:

„Die bösen Geister konnten dort noch Gewalt über uns haben.“

„Und wir wollen leben, Sabina.“

„Ja, Franz!“ sagte sie.

Und sie ergriff seine Hand und drückte sie fast ungestüm.

Dann trennten sie sich schweigend.

Den Erbgrafen Franz hatte es an dem nämlichen

Tage zum öftern nach dem weißen Landhause in der obern Honnefer Schlucht gezogen. Er hatte es in der Ferne, in der Nähe umkreist. Das Glück war ihm nicht günstig gewesen. Was er suchte, war heute nicht für ihn zu finden. Am Abend ging er nochmals hin.

Er war auch am gestrigen Abend da gewesen. Er war der Mann im Mantel, den sein Bruder Leopold nicht erkannt, vergeblich verfolgt hatte. Er hatte nichts gesehen. Aber er hatte unten in einem Gemache des Hauses hinter einem erleuchteten Fenster eine wunderbar klare, weiche, süße Stimme gehört, die lustige Lieder durch die stille Nacht sang. Das mußte sie sein.

Und die Stimme, ihre Stimme mußte er heute am Abend wieder hören, wenn auch der ganze Tag ihren Anblick ihm versagt hatte. Er hörte sie, und die Töne zogen ihm wieder wunderbar in die Brust ein, und das Herz war ihm doch zuletzt wieder bei Evchen, und mit Evchen im Herzen kehrte er nach Hause zurück.

Am andern Morgen früh war er wieder da.

Sie war im Garten; sie ging zwischen den Blumenbeeten; sie war allein.

Er nahte sich der Brücke, die in den Garten führte. Sie sah ihn.

Sie winkte ihm freundlich.

„Guten Morgen, Franz.“

„Guten Morgen, Sabina!“ durfte, mußte er ihr antworten.

„Wollen Sie mir nicht helfen?“ fragte sie.

Er war schon bei ihr.

Ein Rosenstock hatte sich von dem Stabe gelöst, an dem er befestigt gewesen war. Sie wollte ihn wieder anbinden. Er mußte den Strauch halten; sie band ihn fest.

Sie war in ihrer Morgenkleidung. Ein schneeweißes Häubchen mit schwarzem Trauerbande bedeckte ihre Locken. Sie sah doppelt reizend darin aus, das schöne Kind von kaum sechzehn Jahren wie eine junge Frau. Und ihre Bewegungen waren so anmuthig, und ihre Hände waren so fein und alle ihre Glieder so zart.

Als die kleine Arbeit beendet war, sagte sie:

„Gehen wir in die Laube. Meine arme Tante hat noch immer ihre Kopfschmerzen. Plaudern wir mit einander.“

Sie gingen zusammen in die Laube.

Er mußte sich zu ihr setzen.

„Erzählen Sie mir von sich. Ihre Heimat ist weit von hier?“

„Weit hinten nach Osten, aber auch in einem schönen deutschen Lande.“

„Haben Sie Berge dort?“

„Nur flaches Land. Aber auch in der Ebene ist es schön. Man ist dort immer wie auf hohem Berge. Rund umher ist unbeschränkte Fernsicht. Ganz hinten am Horizont tauchen Städte mit hohen grauen Thürmen auf. Sie tauchen auf über Haiden. Waren Sie schon in einer grauen Haide, deren Ende man nicht sieht?"

„Ich habe noch nie den Rhein und seine Berge verlassen."

„Ah, ich möchte Sie in unsere Haiden führen können. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus darin, soweit das Auge reicht; nichts als das graue Haidekraut. Aber dieses Haidekraut, wenn man sich zu ihm niederbeugt, hat die zartesten Fäserchen und verbirgt die feinsten blauen und weißen und gelben Blümchen. Und über diesen Blümchen liegt die tiefste Ruhe und Stille. Kein Mensch stört sie, kein Thier; nur der Kibitz mit seinem melancholischen Rufe fliegt über die Haide dahin."

„Sie waren gern in diesen Haiden?"

„Ich suchte sie oft auf.

„Allein?"

„Mit meinem Bruder."

„Sie haben einen Bruder?"

„Ich habe mehrere Geschwister."

„Lebt Ihre Mutter noch?"

„Ja, Sabina", sagte der junge Mann, „und zu ihr, zuerst zu ihr möchte ich Sie führen. Sie ist die edelste Frau."

„Sie liebt Sie?"

„Sie liebt mich, wie ich sie anbete."

„Wie glücklich sind Sie! Ich hatte nie eine Mutter. Ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter gekannt."

„Wie arm mußte Ihr Herz sein!"

Sie antwortete ihm lange nicht. Sie versank in tiefes Nachdenken. Dann sagte sie:

„Ja, ja, ich war arm. Aber ich fühle es erst jetzt. Seit heute, seit gestern. Früher fehlte mir nichts. Ich hatte Alles, was ich wollte; meine Wünsche waren Befehle. Man versagte mir nichts. So hatte ich Spielzeug für Liebe. Und ich war fröhlich, glücklich. Und jetzt —"

„Und jetzt?" fragte der Graf Franz.

„Und jetzt?" wiederholte sie sinnend. „Ach, manchmal kam es doch auch schon früher über mich. Es war mir dann so leer und so weh im Herzen und ich mußte weinen. Was mir fehle, fragten sie mich dann. Und wenn ich antwortete: Ich habe keinen Vater und keine Mutter wie andere Kinder, dann gab man mir schöneres Spielzeug und die Hofdamen und Cavaliere

schmeichelten mir und die Kinder des Adels mußten mir gehorchen und ich mußte wieder lachen und fröhlich sein."

„Arme —"

Sabina, wollte er wieder sagen, aber sie hatte so unmittelbar vorher von den Hofdamen und Cavalieren gesprochen. Der Name wollte nicht über seine Lippen.

„Sagen Sie es nur!" bat sie. „Sagen Sie Sabina zu mir. Es thut mir wohl."

„Arme Sabina!" sagte er.

Aber ein anderes Wort konnte er doch nicht aussprechen.

„Und jetzt?" Auf die Frage hatte sie noch nicht geantwortet.

Sie antwortete von selbst, ohne daß er die Frage wiederholte.

„Und jetzt kann ich nicht mehr lachen und nicht mehr fröhlich sein. Und wenn ich es sein will, wenn ich mich zwinge, es zu sein, dann — ja, ja, dann ist es nur Trotz, Trotz gegen mein eigenes Herz, und ich muß so bitter dafür büßen. O, hätte ich eine Mutter, der ich mein Leid klagen könnte! Meine Tante ist so gütig gegen mich. Ich bin ihr Alles! Aber sie ist nicht meine Mutter. Ihre Liebe gegen mich ist eine so sonderbare, so ungleiche, manchmal wie eine verzehrende Glut, dann wieder kalt und abstoßend wie

Eis. Einmal bat sie mich, Mutter zu ihr zu sagen. Ich that es. Ich that es so gern. Ich war noch klein, ein Kind. Aber als ich das Wort ausgesprochen hatte, als ich meine Arme um ihren Nacken schlug und Mutter, meine Mutter! rief, da flog sie auf, stieß mich von sich und lange Zeit durfte ich sie nicht wiedersehen. Ich habe niemals das Wort wieder zu ihr gesagt."

„Arme Sabina!" sagte der junge Graf.

„Jawohl bin ich arm, ein armes Kind! Gerade jetzt fühle ich es. Gerade jetzt fehlt mir ein Herz, dem ich Alles sagen könnte, dem ich so viel zu sagen hätte."

„Können Sie mir vertrauen, Sabina?"

„Ihnen? Ja, ja. Vertraue ich Ihnen nicht Alles an? Aber —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein", sagte sie dann. „Doch nicht Alles. Ueber Sie selbst hätte ich so viel zu sagen, aber nur meiner Mutter, keinem andern Menschen in der Welt."

„Sagen Sie es doch mir, Sabina."

Sie sann nach.

„Morgen", sagte sie dann auf einmal entschlossen. „Ich muß es erst mir selbst sagen, meinem Herzen, und mit ihm muß ich ganz allein sein. Verlassen Sie mich. Kommen Sie heute nicht mehr wieder. Aber morgen, zu dieser Stunde."

Der junge Mann ging.

Es war ihm so sonderbar zu Muthe.

Evchen und Sabina standen beide in seinem Herzen. Aber Evchen war weit weg und sie war glücklich. Und das Fürstenkind war so unglücklich, und was war ihr Unglück anders als die Liebe zu ihm, die sie nicht erkannte, und die in dem Augenblicke, da sie ihr klar wurde und er dann zu ihr sagte: Sabina, ich liebe ja auch Dich, ich liebe Dich über Alles — ihr Unglück in das höchste Glück, in die hellste Freude, in den lautesten Jubel ihres liebenden Herzens verwandelte? Und Sabina war immer das hohe Fürstenkind und Evchen war die Bürgerstochter. Aber sagte er sich auch das?

Er streifte den ganzen Tag im Gebirge umher. Er redete die Bäume an, die Blumen, die Quellen, die Bäche, er fragte die Steine um Rath, er grollte mit den alten Ruinen auf den Gipfeln der Berge, daß sie alle keinen Rath, keine Entscheidung für ihn hatten: Evchen oder Sabina?

Er kam am späten Abend nach Hause.

Sein Bruder war da, aber in übler Laune.

Dem Grafen Leopold war es heute ergangen, wie gestern dem Grafen Franz, noch schlimmer. Sabina war den ganzen Tag unsichtbar für ihn gewesen, er hatte nicht einmal einen Ton ihrer Stimme gehört.

War sie nicht da? Wollte sie nur für ihn nicht da sein? Was hatte sie gegen ihn? Wir wollen zusammen leben! hatte sie ihm gestern gesagt. Sie hatte ihm dann so innig, so heiß die Hand gedrückt. So waren sie geschieden. Durfte sie für ihn nicht mehr da sein? Nie wieder? Er war der lebhaftere der beiden Zwillingsbrüder, also der am schnellsten, am leichtesten aufzuregende. Er brütete in seinem Grolle, in seinen Zweifeln vor sich hin, als sein Bruder Franz zu ihm eintrat. So hatte er genug mit sich zu thun.

Mit dem Grafen Franz war es anders; er mußte sich mittheilen.

„Leopold, was werden sie jetzt auf der Schwalenburg machen?"

„Ich weiß es nicht, Franz."

„Ob sie an uns denken werden, wie wir an sie?'

„Es ist möglich."

„Du denkst doch an sie?"

„Gewiß."

„An Evchen?"

„Was soll Evchen?" fuhr der Graf Leopold beinahe auf.

„Nun, wir haben sie doch beide so lieb."

„Ja, ja!"

„Und beim Abschiede sangst Du:

Ein Jahr geht bald vorbei!
Meine Lieder
Bring' ich wieder
Und mit ihnen meine Treu!

Du warst es, Leopold, der die Worte sang. Fühlst Du noch so für das gute Evchen?"

Leopold war doch auf den Bruder aufmerksam geworden.

„Höre, Franz, wäre Evchen Dir schon gleichgültig geworden?"

„Wie fragst Du?"

„Wie ich frage? Meine Abschiedsworte an das Kind waren, daß wir drei Menschen, Du, sie und ich, einander nie verlassen würden."

„Ich werde sie ja nie verlassen", sagte der Graf Franz.

Aber er konnte das Gespräch nicht weiter fortsetzen; er konnte nicht mehr sagen, was er auf dem Herzen hatte. Er war in einem Zwiespalte mit sich, der ihn drückte, der seine Ehre anging. Wollte er denn Evchen verlassen? Konnte er es, ohne Liebe, Treue, Versprechen zu verrathen, also die Ehre? Da konnte er mit dem Bruder nicht mehr streiten. Er hatte des Streites genug mit sich selbst.

Sie schwiegen beide.

In dem Streite mit sich war Franz noch am an-

dern Morgen. Die Stunde war vorbei, da er hatte zu dem weißen Landhause gehen wollen.

Aber Leopold war zu der Stunde da.

Und Sabina flog ihm entgegen. Sie hatte ihn erwartet, auf ihn gewartet.

„Franz, soll ich Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe? Ich muß es! Franz, lieben Sie wohl einen Menschen so, daß Sie nie wieder von ihm lassen könnten? Nie wieder, Franz? Daß Sie mit ihm sterben müßten, wenn er stürbe? Lieben Sie so? Sagen Sie es mir. Sagen Sie es mir aufrichtig."

Sie war in leidenschaftlicher Aufregung. Sie konnte seine Antwort nicht erwarten. Ihre Augen hingen an den seinigen, an seinen Lippen, als wenn jeder Blick, jedes Wort von ihm ihr Leben oder Tod bringen solle.

Und der junge Mann sah sie treu und ehrlich an, und mit der vollen Glut seiner Liebe zu ihr und mit dem ganzen Glücke, mit dem ihre Worte, ihre Liebe ihn erfüllten. Hatte ein einziges ihrer Worte nicht ihre Liebe zu ihm ausgesprochen?

„Ja, Sabina", sagte er. „So liebe ich. Und so liebe ich Sie."

„Mich, mich liebst Du so?"

Sie schlang ihre beiden Arme um ihn.

Sie weinte, wie bitterlich. Aber nie mögen süßere Thränen des Glücks geweint sein.

„So liebe ich ja auch Dich“, sagte sie dann. „Vorgestern, an den Steinbrüchen, da wußte ich es schon. Wärst Du in den Abgrund versunken, ich wäre Dir nachgestürzt. Ich hätte mit Dir sterben müssen. Die Geister des Todes da unten hätten wieder ein Liebespaar aufnehmen müssen.“

„Die Geister der Liebe, des Glücks“, erwiderte der junge Mann, „sollen uns durch das Leben geleiten, meine Sabina.“

Sie mußten sich trennen.

„Meine Tante erwartet mich. Sie hat Nachrichten erhalten, die keine guten sein müssen. Ein Bote von Bonn hat ihr gestern einen Brief gebracht; seitdem ist sie in großer Unruhe. Sie habe mit mir zu sprechen ließ sie mir sagen, als ich in den Garten ging. Bis um sechs Uhr heute Abend, mein Geliebter. Die Tante besorgt dann ihre Correspondenz.“

Sie schieden.

Der junge Mann mußte sein Glück den Bergen, den Burgen, den Steinbrüchen erzählen.

Sabina wandelte zwischen den Spalieren des Gartens auf und ab, um, bevor sie zu ihrer Tante ging,

die äußere Ruhe zu gewinnen, die ihre innere Unruhe verbergen sollte.

Da hörte sie ein Geräusch hinter sich.

Der Graf Franz stand da, der wahre, nicht der, dem sie so eben ihre Liebe gestanden, der durch sein Geständniß ihr zuvorgekommen war; aber sie hielt ihn dafür. So trafen ihn ihre Blicke; so flüsterte sie ihm zu:

„Bis um sechs heute Abend, mein Franz. Ich muß fort."

Sie entschwebte zum Hause.

Dem jungen Grafen aber drängten die Blicke und die Worte und die Verheißungen der Liebe das Bild Evchen's immer weiter und ferner in einen Winkel des Herzens zurück.

Sabina, das liebende Kind, war und blieb glücklich.

Der Rheingraf hatte ihrer Tante geschrieben, daß er am Abend nach eingetretener Dunkelheit kommen werde, um Ihrer fürstlichen Gnaden wichtige Nachrichten mitzutheilen. Die Dame war in großer Unruhe, was es sein möge. Sabina dachte nur an ihr Glück der Liebe, des Wiedersehens des Geliebten am Abend.

Hinter dem Menschen, der das Glück träumt, steht das Unglück.

Die Tante hatte sich früh in ihr Gemach, in dem sie allein sein wollte, zurückgezogen.

Sabina war längst vor sechs Uhr im Garten. Die Sonne stand noch in voller Pracht am Himmel.

Sabina saß in der Laube am Bache. Sie träumte nur von Glück, von Liebe, von dem Wiedersehen des Geliebten, von seinen Armen, die sich mit den ihrigen verschlingen werden, von seinem klopfenden Herzen, an dem das ihrige ruhen werde, von den Worten und Schwüren der Liebe, die sie austauschen würden. Bei jedem Geräusch wollte sie auffliegen. Das mußte der Geliebte sein.

Da hörte sie einen Schritt. Er kam von der Seite über die Brücke. Sie sprang auf. Sie trat in den Eingang der Laube. Es war der Geliebte. Sie sah, sie erkannte ihn.

Sie wollte ihm entgegenfliegen.

Da vernahm sie einen zweiten Schritt. Er kam von einer andern Seite, hinter dem Hause her. Es war auch der Geliebte. Sie sah, sie erkannte auch ihn.

Sie erstarrte. Das Blut gerann ihr in den Adern. In der Brust wurde es ihr eisig kalt. Ihr Herz hörte auf zu schlagen. Mit einem furchtbaren Schrei stürzte sie nieder.

Die beiden Brüder flogen zu ihr, sahen sich, sahen sich an, erriethen, erkannten, wichen entsetzt zurück vor

den Blicken, die einer dem andern zuschleuderte, flogen wieder zu der Geliebten.

Sabina hatte sich erholt, erhoben.

Ihr Blick suchte die beiden Brüder, suchte den Geliebten, fand zwei, fand keinen.

Auch sie hatte errathen, erkannt.

„Wem habe ich denn meine Liebe gestanden? In wessen Arm habe ich denn gelegen? Wessen Mund hat mir seine Liebe zugeschworen? Wen liebe ich denn? Keinen!" schrie sie wieder laut auf. „Keinen von Euch! Ihr seid Gespenster, wesenlose Schatten. Weichet von mir! Euer Anblick erfüllt mich mit Schrecken, mit Entsetzen! Fort! Fort!"

Aus dem Hause kamen Diener. Sie hatten den Schrei der Herrin gehört.

„Fort, fort!" rief das arme Fürstenkind den Brüdern zu.

Sie entwichen.

Sie entwichen in Groll, in Zorn, in Wuth.

Die Leidenschaft hatte alle Liebe in ihren Herzen ausgelöscht, ihnen die Sinne verwirrt, die Vernunft geraubt.

„Du bist ein Verräther, ein Betrüger. Du schlichst Dich unter falschem Namen bei ihr ein."

„Du betrogst meine Liebe zu ihr."

„Du betrogst sie.“

„Du verriethest Evchen.“

„Einer von uns beiden muß sterben!“

„Ja, einer soll sterben!“

Sie wußten nachher nie, wer zuerst das Wort ausgesprochen hatte.

Sie stürmten nach Hause

„Pistolen!“

„Ja, Kugeln!“

Sie griffen zu ihren Pistolen.

Sie eilten in das nächste Gehölz.

Sie stellten sich gegen einander auf.

„Fünf Schritt!“

„Drei!“

„Wie Du willst.“

Sie standen drei Schritte von einander entfernt, die mörderischen Waffen in der Hand.

„Commandire: Los!“

„Commandire Du!“

„Los!“

Sie schossen beide.

Leopold fiel.

„Ich sterbe!“ rief er.

Da erst wurden sie wieder Menschen.

Franz warf sich auf seinen Bruder.

„Leopold, stirb nicht! Stirb nicht!“

„Fliehe, damit sie Dich nicht als Brudermörder ergreifen.“

Franz eilte in das nächste Haus.

„Hülfe! Draußen liegt ein Verwundeter, ein Sterbender!“

Dann floh er weiter.

Man hörte nie wieder von ihm.

Leopold hatte einen Schuß in die rechte Hüfte bekommen. Sie war ihm zerschmettert.

Er wurde geheilt, aber er blieb gelähmt fürs ganzes Leben.

Als er der ängstlichen Hülfe nicht mehr bedurfte, verschwand auch er, und man vernahm auch von ihm nichts mehr.

Beide Brüder hatten unter einem andern bürgerlichen Namen in Honnef gelebt.

So waren die Erbgrafen Leopold und Franz von Werdenburg seit fünfundvierzig Jahren verschwunden gewesen und ihre Familie hatte sie längst für todt gehalten, und Niemand, der von ihnen gehört hatte, zweifelte, daß sie in irgend einer Weise zu Grunde gegangen seien.

Viertes Kapitel.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio!

Mit dem Gesange erschien die Procession in der Thür der Klosterkirche.

Ein alter Bruder des Klosters trug die schwarze Passionsstandarte voran.

Die Knaben und Mädchen der Schulen der Stadt folgten paarweise, still neben einander gehend.

Dann kamen die Mönche. Sämmtliche Patres des Klosters waren da, nur zwei fehlten, der kranke Pater Guardian und der Pater Vitalis, der erst unmittelbar vorher hatte in das Kloster gelangen können und sich daher verspätet hatte.

Die Patres gingen in zwei weiten Reihen. In

ihrer Mitte waren der Herr Jesus und Simon von Cyrene.

Hinter ihnen kamen die Schüler des Progymnasiums der Stadt, in dunkelblauen weiten Mänteln, entblößten Hauptes, wie die Mönche.

Die Mönche und die Studenten, wie sie genannt wurden, sangen das Stabat mater.

Die tiefen Stimmen der Klosterväter und die jugendlichen hellen der Schüler mischten sich in wunderbarer Harmonie.

Der Herr Jesus und Simon waren tief vermummt. Beide waren eingehüllt in weite, bis auf die Erde hinunterreichende Gewänder von grobem grauem Zeuge; man konnte darunter nicht ihre Gestalt erkennen. Das Gesicht war ihnen mit großen Larven bedeckt, der Kopf mit dichten, langen Lockenperrücken. Der Herr Jesus trug über dem Haar die Dornenkrone; seine Larve war mit großen rothen Strichen bemalt, die das herunterfließende Blut bezeichnen sollten. Er trug auf der Schulter das große, mächtige Kreuz.

Hinter ihm ging Simon, um den Herrn Jesus abzulösen, wenn ihm das Kreuz zu schwer werde.

Beide, der Herr Jesus und Simon, gingen barfuß.

Ein ästhetischer war der Anblick nicht. Die Masken

rührten aus dem Mittelalter her. Auf die Masse der Landleute und des geringern Bürgerstandes konnten sie an dem Leidenstage und in der feierlichen Procession noch immer ihren Eindruck machen.

Der Herr Jesus sowohl wie Simon waren hohe Gestalten, das sah man auf den ersten Anblick; sie überragten die sämmtlichen Mönche, in deren Mitte sie gingen. Weiter war aber auch nichts von ihnen zu erkennen. Doch noch eins. Der nackte Fuß Simon's kam unter dem langen Kleide manchmal zum Vorschein; er war schmal, fein geformt, blendend weiß.

Wer war der Herr Jesus und Simon? Man hatte in den letzten Tagen soviel davon gesprochen. Die Frage beschäftigte jedes Jahr vor der Passionszeit die Gemüther. In diesem Jahre war es besonders der Fall gewesen.

Ein schwerer Verbrecher mache den Herrn Jesus, hatte es zuerst geheißen; so hatte man immer zuerst gesagt. Ein Räuberhauptmann oder ein Mörder, hatte es dann specieller geheißen. Dann hatte man bestimmte Persönlichkeiten ins Auge genommen, namentlich eine, den fremden Johanniterritter. Er konnte es aber nicht sein, man hatte ihn noch vor der Klosterthür gesehen in dem Augenblick, da die Procession schon in der Kirchthür war.

Von dem Pater Vitalis war die Rede gewesen; er werde, da der rechte Herr Jesus ausgeblieben sei, aus der Noth helfen. Aber man hatte ihn mit dem Ritter gesehen.

Der preußische Offizier, der in der Nacht vom Sparrenberge entkommen sei! Er war sofort von allen Seiten verfolgt worden, nur nicht nach der Stadt Waldenbrück hin. So war ihm zuletzt die Flucht hierher geblieben. In der ersten Frühe des Tags hatte man Menschen gesehen, die eilig die Richtung zum Kloster eingeschlagen hatten. Am Mittage waren dann die Dragoner erschienen, hatten Kloster und Kirche eingeschlossen, hielten sie noch besetzt, drängten mit jener Hast zu der Kirchthür, als aus dieser der Passionszug hervortreten sollte. Der preußische Offizier mußte der Herr Jesus sein.

Auf Simon achtete man weniger. Er hatte nur die zweite, so sehr untergeordete und unbedeutende Rolle. Es waren deshalb auch immer nur unbedeutende Sünder dazu genommen. Unbedeutende Sünder waren den Leuten unbedeutende Menschen.

Auch der Lieutenant von Marnitz, der die Verfolgung des Entwichenen am Kloster commandirte, schien sein Augenmerk nur auf den Herrn Jesus gerichtet zu haben.

Der lange Lieutenant hatte seine Anordnungen mit Umsicht und Energie getroffen.

Alle Ausgänge sowohl der Kirche wie des Klosters blieben auch während der Procession besetzt und auf das sorgfältigste bewacht. Die Soldaten hatten den Befehl, keinen einzigen Menschen, sei es wer wolle, hinauszulassen, jeden nur irgendwie Verdächtigen aber, der hinaus wolle, zu verhaften.

Eine Ausnahme wurde nur mit der einen Kirchthür gemacht, aus der die Procession kam. An dieser Thür hatte der Herr von Marnitz an der Spitze einer Abtheilung von Dragonern sich selbst aufgestellt.

Die Procession, die aus der Kirche kam, bestand aus nicht gar vielen Menschen. Es waren der Klosterbruder, der die Standarte vorantrug, die Schulkinder, die ihm folgten, die Mönche des Klosters, in ihrer Mitte der Herr Jesus und Simon, zwanzig bis dreißig Schüler des Progymnasiums, die den Zug schlossen.

Alles Andere, alle die Tausende von Menschen, Männer und Frauen, die das Gros der Procession bildeten, harrten ihrer auf der Straße und schlossen sich ihr erst hier an.

Die Controle derer, die aus der Kirche kamen, war somit eine leichte. Unter den Kindern der Schulen war der Entflohene, ein hoher, schlanker Mann, nicht

zu suchen. Auch nicht unter den Schülern des Progymnasiums; keiner von ihnen hatte das Knabenalter überschritten. So blieben nur das Dutzend Mönche und die beiden Kreuzträger.

Die Mönche waren meist ältere Männer, kleine, gebückte Gestalten, trugen die Gesichter frei und hatten die großen Tonsuren. Der Herr von Marnitz beobachtete jeden von ihnen auf das schärfste; ihm gegenüber that ein Gleiches ein Unteroffizier, der den Entwichenen auf das genaueste kannte. Unter den Mönchen war der Herr von Bütow nicht.

Aber zwischen ihnen?

War er in der Procession, so konnte es nur einer der beiden Kreuzträger in der Mitte der Mönche sein.

Das war auch die Meinung des Volks, wie wir sahen, und es entwickelte sich daraus ein Umstand, an den der lange Lieutenant nicht gedacht hatte.

Alles Volk drängte zu der Kirchthür, um zu sehen, was sich hier ereignen werde, um vielleicht an dem Ereignisse Theil zu nehmen. Nur Männer sah man an der Thür und nur entschlossene und drohende Gesichter, denen man es ansah, daß sie den Herrn Jesus, oder sei es auch nur Simon, sich gutwillig nicht würden nehmen lassen. Wären die beiden Kreuzträger auch die größten Bösewichter und Verbrecher, Räuber und

Mörder gewesen, sie gehörten jetzt einmal zu der Procession, und die Procession war etwas Heiliges und es durfte nichts darin angetastet werden, und waren die Räuber und Mörder nicht auch in einem frommen, heiligen Werke der Buße begriffen?

Der Lieutenant von Marnitz war mit seiner Abtheilung in eine bedenkliche Lage gerathen.

Der Klosterkirche gegenüber lag, von einer hohen Mauer eingeschlossen, der Klostergarten. Zwischen der Kirche und der Mauer war nur ein schmaler, enger Gang. In diesen Gang führte die Thür der Kirche, durch welche die Procession kam. Er war lang, zog sich an der ganzen Länge der Kirche vorbei. Es hatten Hunderte von Menschen darin Platz, und Hunderte von Menschen waren darin. Und diese waren die paar Mönche und die beiden Kreuzträger, der Lieutenant von Marnitz mit seinen fünfzehn Dragonern und außerdem jene entschlossenen und drohenden Gesichter, denen derbe Fäuste mit derben Stöcken zu Gebote standen. Sie hatten, ehe sie in den engen Gang eindrangen, die Schulkinder hinausgelassen; die Studenten waren noch in dem Innern der Kirche zurück.

So waren die paar Dragoner von einer gefährlichen Menge in dem Gange eingekeilt; sie konnten die Pferde nicht rückwärts, nicht vorwärts, nicht zur Seite

bringen, sie konnten sich auf den Pferden nicht rühren, sie waren von ihren Kameraden durch die Tausende von Menschen, die auf der Straße standen, abgeschnitten.

Das war Verrath, Einverständniß mit den Mönchen, die wieder mit dem Entflohenen und dessen Helfershelfern im Einverständniß waren. Um so unzweifelhafter war unter der Maske eines der Kreuzträger der Entflohene verborgen.

Der Lieutenant von Marnitz hätte wüthen, rasen mögen. Aber die Mienen der Menge um ihn her wurden drohender. Im Hintergrunde erschollen Rufe, in den nähern Reihen erhoben sich die Stöcke, unmittelbar hinter den Dragonern langten die Fäuste empor, um die eingeschlossenen und eingekeilten Reiter von den Pferden zu reißen. An eine Gegenwehr war nicht zu denken; wer heruntergerissen wurde, war verloren. Der lange Lieutenant mußte sich zu etwas entschließen, was er in seinem Leben noch nicht gethan hatte. Er mußte sich zurückziehen. Gar vor Bauern, die zu dem nicht einmal bewaffnet waren.

„Platz da!" rief er den Bauern zu.

„Reißt sie von den Pferden!" rief es hinten.

Der Lieutenant mußte bitten, um freien Abzug bitten.

Das war ihm unmöglich.

„Unteroffizier, rede Er mit den Leuten."

Mit dem Gesindel! durfte er nicht einmal sagen.

„Ihr guten Leute", sagte der Unteroffizier, „laßt uns doch nur aus dem Gange, Eure Procession kann ja sonst nicht voran."

Das leuchtete den Bauern ein. Sie machten Platz für die Reiter.

„Aber einzeln sollen sie abziehen!" rief einer.

Und sie mußten einzeln abreiten durch die Menge, Mann für Mann, der lange Lieutenant an der Spitze, der Unteroffizier schloß den Zug.

Der lange Lieutenant von Marnitz machte ungefähr ein Gesicht dazu, als wenn er Spießruthen laufen müsse.

Und als er die freie Straße mit seinen Leuten erreicht hatte, wollte ihm noch unbehaglicher zu Muthe werden. Er erwartete hier die aus dem Gange hervorkommende Procession. Es waren auch auf der Straße noch die Massen von Menschen, aber es waren meist Weiber da, die zurückwichen, wie sie die Pferde und die Waffen sahen; und von zurückweichenden Weibern lassen die Männer sich gern zurückziehen. Der Herr von Marnitz zog zudem alle Dragoner vom Kloster und von der Kirche an sich, die er dort augenblicklich

für entbehrlich hielt. So erwartete er das Herauskommen der Procession aus dem schmalen Gange vor der Kirche.

Sie kam nicht sogleich. Die drohenden Bauern mußten vorher den Gang verlassen haben. Es dauerte lange. Es dauerte auf einmal dem Lieutenant zu lange. Er hatte Zeit gewonnen, die Dragoner aus der Nähe mit seiner Abtheilung zu vereinigen. Aber er mußte noch immer warten. Es überlief ihn heiß und kalt. Was geschah in dem Gange? Was hielt die Procession so bedenklich lange auf? Seine Absicht war, draußen auf der Straße, wo seine Leute sich freier bewegen, mit den Säbeln einhauen, mit den Pferden niederreiten konnten, den Zug der Mönche in Empfang zu nehmen, die beiden Kreuzträger in ihrer Mitte zu entlarven, des Entflohenen, wenn er, woran nicht zu zweifeln, darunter war, sich zu bemächtigen, ihn fortzuführen oder, wenn die Menge ihn vertheidigen wollte, ohne weiteres niederzuschießen.

Sollte seine Absicht vereitelt werden? Was that man so lange in dem Gange? Aber was konnte man darin thun?

Endlich kam der Zug.

Die Mönche traten in ihre zwei Reihen mit ihrem langsamen, feierlichen Gange langsam vor.

Die beiden Kreuzträger waren in ihrer Mitte.

Der Herr Jesus ging gebückt unter dem schweren Kreuze auf seiner Schulter.

Simon, der Gepreßte, ging wie ein gedrückter Mann hinter ihm.

Aber den Lieutenant von Marnitz ergriff der blasse Schreck.

Der Herr Jesus war kleiner geworden. Das war nicht mehr die hohe Gestalt, die vorhin aus der Kirche getreten war, die er in dem engen Gange gesehen hatte. Auf dem kurzen Wege hatte der Mann nicht so klein werden können. Was war mit ihm vorgegangen?

Indeß der Herr Jesus konnte sich verstellen, sich kleiner machen, um zu täuschen. Er durfte nicht entkommen. Die Straße bog sich bald. An der Biegung warteten die Bürgerfrauen der Stadt auf den Zug, um sich ihm anzuschließen, die Männer mußten sich dann zurückziehen, zurückhalten. Ein anderes Piket Dragoner war in der Nähe aufgestellt. Dort wollte der Offizier seinen Angriff machen. Er ließ die Procession ruhig bis dorthin weiter ziehen. Er escortirte nur mit seinen Leuten die Mönche, damit von den Kreuzträgern in ihrer Mitte keiner entkommen könne. Die Procession schritt weiter. Die Mönche und die

Studenten sangen das Stabat mater zu Ende. Das Volk folgte in stiller Andacht, Manche auch mit augenscheinlicher Neugierde auf irgend ein Ereigniß. Aber drohende Mienen sah der Lieutenant von Marnitz nicht mehr. Es wollte ihm fast unheimlich werden. Die Leute waren unzweifelhaft im Einverständniß mit den Mönchen gewesen; waren sie jetzt so ruhig und sicher, so mußte nothwendig etwas vorgefallen sein, was weitere Schritte des Militärs vereitelte.

Da gewahrte er eine auffallende Bewegung des ersten Kreuzträgers. Der Herr Jesus wurde unter seinem Kreuze unruhig, wandte den Kopf zur Seite nach den Dragonern, und man hätte darauf schwören mögen, daß er mit scheuen, ängstlichen Blicken seitwärts schaue, und daß unter dem herunterfließenden Blute auf der Maske ihm der Schweiß von der Stirne riesele.

„Er ist es doch", sagte sich der Offizier.

Der Zug hatte die Ecke der Straße erreicht.

Halt! wollte der Lieutenant von Marnitz commandiren.

Er konnte es sich ersparen.

An einem Hause war dort ein kleiner Altar aufgebaut, den der Offizier vorher nicht gesehen hatte.

Dies war die erste Station der Charfreitagspro-

cession. Der Herr Jesus mußte hier, ermüdet von dem Tragen des schweren Kreuzes, niederfallen. Die Mönche knieten um ihn, beteten still, alles Volk kniete und betete leise mit ihnen. Der Herr Jesus wurde dann von den Mönchen aufgerichtet; das Kreuz trug nun Simon bis zur nächsten Station.

Solcher Stationen hatte die Procession vierzehn.

Der Lieutenant Marnitz erkannte seinen Vortheil.

Der Altar war erreicht. Die Mönche machten Halt, alles Volk mit ihnen. Der Herr Jesus fiel unter dem Kreuze nieder. Die Mönche knieten und beteten um ihn. Alles Volk that desgleichen. Die andächtigen Blicke senkten sich zu Boden; das leise Gebet der Tausende wurde zu einem lauten Gemurmel.

Um die knieenden und betenden Mönche hielten auf ihren Pferden die Dragoner.

Der Offizier gab dem Unteroffizier an seiner Seite einen Wink. Der Unteroffizier saß leicht ab, nahte sich geräuschlos dem an der Erde auf seinem Kreuze liegenden Herrn Jesus, um ihm die Maske vom Gesichte zu ziehen.

Der Lieutenant von Marnitz folgte mit Spannung jeder seiner Bewegungen, warf seinen Dragonern Muth zusprechende Blicke zu, sah sich nach einer Stelle um,

wo er am leichtesten und sichersten mit seiner Beute durchbrechen, entkommen könne.

Der Unteroffizier hatte den Herrn Jesus erreicht, stand neben ihm. Die zur Erde gesenkten Blicke der betenden Mönche hatten ihn nicht gesehen, der Herr Jesus sah ihn nicht.

Er riß dem Kreuzträger die Maske vom Gesicht.

Ein Angstschrei entfuhr dem Mann, der auf dem Kreuze lag; er sprang auf, er wollte fort, davonspringen.

Ein wilder Fluch entfuhr dem langen Lieutenant.

Das leichenblasse, in kaltem Schweiß gebadete Gesicht des Bruders Servatius sah ihn bittend, flehend an.

„Nun nehmen sie mich doch als Rekruten mit!" war die brennende Angst des entlarvten Kreuzträgers.

Aber der Offizier gewahrte in demselben Augenblicke etwas Anderes.

Mit dem Herrn Jesus war Simon, der unmittelbar hinter ihm kniete, aufgestanden. Sein langes, graues Kleid verwickelte sich dabei und ließ einen Fuß zum Vorschein kommen, wie er feiner und eleganter in den höchsten Kreisen der Aristokratie nicht wieder gesehen werden mochte.

Das war der Herr von Bütow, der Entflohene.

„Den da!" rief der Offizier seinem Unteroffizier zu.

Aber der lange Lieutenant sollte fast erstarren, zum Bilde und zur Salzsäule werden, wie Lot's Weib, da sie in der biblischen Geschichte doch einmal waren.

Simon von Cyrene nahm sich selbst die Maske ab, begrüßte freundlich den Herrn von Marnitz und legte sich ruhig die häßliche Larve wieder über das schöne jugendliche Gesicht.

Der lange Lieutenant hatte den Erbgrafen von Werdenburg erkannt.

Die Mönche hatten ihr Gebet verrichtet und erhoben sich.

Die ganze Procession erhob sich mit ihnen.

Simon nahm leicht das Kreuz auf seine jugendlichen Schultern.

Der Herr Jesus, dem man auf das blasse Gesicht die Maske auch wieder gelegt hatte, mußte vor ihn treten.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Der lange Lieutenant und seine Dragoner schlossen sich ihm nicht weiter an, folgten ihm nicht.

„Was nun?" hielt der Herr von Marnitz lange sinnend in der Straße.

Dann commandirte er:

„Vorwärts marsch!"

Und er sprengte mit seinen Dragonern in die Straße hinein.

Fünftes Kapitel.

Der Pater Guardian saß sinnend, das edle, greise Haupt auf die Hand gestützt, in seiner Zelle.

„Es gibt Wunder", sprach er für sich. „Der allgütige Gott im Himmel schickt seinen armen Geschöpfen auf dieser Erde oft wunderbare Gnade zu. Sie liegt in der Weisheit seiner ewigen Ordnung. Der Mensch vermag diese nicht zu sehen; da begreift er jene nicht, und die Gnade, die nach der göttlichen Ordnung kommen mußte, ist ihm etwas Absonderliches, das Erzeugniß eines Einfalls, einer Laune! — Mein Bruder ist hier! Ja, er sendet ihn mir! Welche höhere, welche heiligere Gnade für uns könnten wir denn erdenken? Wir waren nicht jene Betrüger, Verräther,

Elenden, die wir in wilder Wuth einander nannten. Wir waren nur arme, schwache, in der Leidenschaft verirrte, von der Leidenschaft verwirrte Menschenkinder. Wie lange, wie schwer haben wir dafür gebüßt! Er, ich! Wie ergeben, wie demüthig, wie ohne Murren haben wir diese Buße auf uns genommen! Ich, auch er! Wäre er sonst gereinigt, geläutert? Und wäre er, wenn er dies nicht wäre, zurückgekommen?"

Draußen im Gange nahte sich der Zelle ein Schritt.

Der Mönch horchte.

„Ob er es ist?"

Er schüttelte den Kopf.

„Wie sollte ich seinen Schritt noch erkennen können? Wie lange hörte ich ihn nicht mehr! Früher, da kannte ich ihn unter Hunderten. Sein Schritt war mein Schritt. Aber wie lange kann ich mich nur auf dieser Krücke bewegen! Ach, seine Kugel! — Aber wer hatte sie geleitet? Wer hatte seinen Arm bewaffnet? War ich es nicht? War es nicht mein Verrath? Ich hatte mich unter seinem Namen eingeführt, unter seinem Namen für mich die Liebe erschlichen, die ihm gehörte. Er, Franz war es, den sie liebte. Mich, einen Leopold kannte sie nicht. Wehe mir! Wie wird er vor mich treten? Fast ein halbes Jahrhundert hat er unter dem Fluche des Brudermörders gelebt, und ich hatte

diesen Fluch auf ihn geladen! Wird er mir verzeihen können? Ich habe ebenso lange Buße gethan, sage ich mir! Aber habe ich denn? War es denn eine Buße, die ich auf mich nahm, der Welt zu entsagen, in die Einsamkeit und Stille dieses Klosters mich zurückzuziehen? Was sollte, was konnte ich denn in der Welt? Konnte ich zu den Meinigen zurückkehren, allein, ohne ihn, ohne Kunde von ihm? Mußte ich nicht Rechenschaft von dem Bruder ablegen? Und mußte nicht jedes Wort, das ich sprach, mir das Kainszeichen auf die Stirn drücken? Sie mußten mich für den Brudermörder halten! Und war ich es nicht, indem ich jenen Fluch des Brudermordes auf sein Herz gelegt habe? Und daß ich seinen Namen hier annahm, hier wieder — es war wohl eine Spielerei mit der Reue; aber lag denn wahre Reue, lag Buße darin, die mich mit Gott, mit ihm wieder aussöhnen konnte? Und doch, und doch! Ich kann ihn mit Ruhe erwarten. Ich sehne mich nach ihm! Ist das nicht jene wunderbare Gnade Gottes, die in die Herzen der Menschen sieht, die die Herzen der Menschen lenkt?"

Der Schritt draußen in dem Klostergange war aufgehalten, zurückgekehrt, kam der Zelle näher.

Der Pater Guardian erkannte ihn.

„Herein!" rief er dem Pater Vitalis zu.

Der junge Mönch trat ein.

„Sie bringen ihn nicht mit sich, Pater Vitalis?"

„Er ist im Kloster."

„Und er kommt nicht zu mir?"

„Ich hielt es doch für nöthig, verehrter Pater Guardian, Sie auf seine Ankunft vorzubereiten, und auch er äußerte den Wunsch, zunächst einige Augenblicke in meiner Zelle auszuruhen. Er ist dort. Außerdem", fuhr der junge Mönch fort, „mußte ich vorher der Ueberbringer einer angenehmen Nachricht sein. Durch einen Boten wird mir so eben mitgetheilt, daß der von dem Sparrenberge entflohene preußische Offizier glücklich entkommen ist. Der von dem Diener des jungen Erbgrafen von Werdenburg — Stapelmann heißt er — entworfene Plan ist vollkommen gelungen. Der Herr von Bütow trat unter der Maske des ersten, der Erbgraf unter der des zweiten Kreuzträgers aus der Kirche. Beide waren unter ihrer Vermummung bewaffnet. Sie wollten die Freiheit des Offiziers, wenn es noth that, mit ihrem Leben vertheidigen. Stapelmann hatte den entschlossensten Landleuten gesagt, die Preußen wollten aus Uebermuth und Haß gegen die Katholiken den beiden Kreuzträgern beim Heraustreten aus der Kirche die Vermummung abreißen. Die Bauern hatten sich in den engen Gang

an der Kirchthür gedrängt. Die eingekeilten Dragoner konnten sich dort nicht rühren, mußten sich auf die Straße zurückziehen. Rasch wurde durch Stapelmann von dem Innern des Klostergartens die unmittelbar der Kirchthür gegenüberliegende Thür der Gartenmauer geöffnet. Der Herr von Bütow wechselte in der Thür seine Vermummung mit dem Bruder Servatius, der dort wartete. Die Procession ging mit dem Bruder Servatius weiter. Stapelmann führte den Herrn von Bütow zu dem äußersten Ende des Klostergartens in der Nähe des Nonnenklosters. In der Mauer ist dort keine Thür, keine andere Oeffnung. Kein Soldat war zu sehen, auch sonst kein Mensch; Alles war auf der andern Seite des Klosters bei der Procession. Stapelmann hatte schon vorher an der Mauer eine Strickleiter befestigt. Sie entkamen auf ihr beide aus dem Garten. Stapelmann kennt die Schleichwege aus der Stadt. Er führte den Offizier auch aus dieser. Draußen hielt die Frau von Bütow mit einem Wagen. Sie ist mit ihrem Gatten und Stapelmann auf dem Wege zur holländischen Grenze, und während man den Entflohenen noch in der Stadt und wahrscheinlich auch nächstens in unserm Kloster sucht, wird er mit seinen Befreiern längst die holländische Grenze erreicht haben."

Der Pater Guardian hatte doch eine strenge Miene.

„Das Andenken an das Leiden des Erlösers —“

Aber mehr sagte er nicht.

Der Pater Vitalis schwieg, verließ die Zelle, schritt zu der seinigen und fragte hinein:

„Jetzt?“

Der Johanniterritter trat heraus.

Beide begaben sich schweigend zu der Zelle des Pater Guardian.

Der Ritter ging mit festem Schritt; er nahm sich zusammen.

Der Pater Vitalis öffnete die Thür zu der Zelle des Pater Guardian, ließ den Ritter eintreten, trat selbst zurück, ließ die beiden Brüder allein.

Da standen sie einander gegenüber, nach langen Jahren, nach jener Stunde, nach jenen wenigen Minuten eines wilden Hasses, in denen jeder an dem andern hatte zum Mörder werden wollen. Und außer diesen wenigen Minuten war ihr ganzes Leben die innigste, die herzlichste, eine schwärmerische Bruderliebe gewesen, vor ihnen wie nach ihnen. Als blühende, kräftige Jünglinge hatten sie sich getrennt, ähnlich einer dem andern, daß selbst die Liebe sie nicht hatte unterscheiden können. Als Greise sahen sie sich wieder, und wie wenig glich jetzt der eine dem andern. Franz,

der Johanniterritter, die kräftige Gestalt mit dem gebräunten Gesicht und den festen Zügen darin! Leopold, der Bettelmönch in der groben braunen Kutte, ein Krüppel, der sich auf seine Krücke stützen mußte, das Gesicht bleich, hager, alle Züge darin erschlafft! Und dennoch, wie glichen sie sich wieder! Beide dieselben hohen Gestalten, beide die nämlichen Augen mit dem Blick voll Milde, dieselbe feine, edle Form der Gesichter und darin die Züge des Adels der Seele! Sie waren Brüder, sie waren Zwillingsbrüder.

Leopold, der Mönch, verbarg seine Krücke, auf die er sich stützen mußte.

Franz suchte sie mit den Augen.

So standen sie sich schweigend einander gegenüber. Nur eine Sekunde lang.

Dann mußten die lange getrennt gewesenen Herzen an einander liegen.

Der Ritter hielt den Mönch aufrecht.

Worte kamen nicht über ihre Lippen, aber in den Augen hatten sie Thränen.

„Zur Schwalenburg“, sagten sie dann. „Zu unserer Schwalenburg!“

Dort waren sie aufgewachsen, Jünglinge geworden, gereift zu den Männern, die ein halbes Jahrhundert lang die schwersten Seelenqualen tragen konnten, ohne

ihnen zu erliegen. Dort wollten die Herzen sich aussprechen.

Die Procession war vorbei.

Die Landleute, die zu ihr herbeigekommen waren, hatten still die Stadt wieder verlassen. Die Bürger hatten sich still in ihre Häuser zurückgezogen. Es war der stille Freitag.

Nur die fremden Soldaten sah man in den Straßen. Sie nahmen die Altäre in Augenschein, die noch da standen und die ihnen fremd waren.

Das Franciscanerkloster mit seiner Kirche war noch von den Dragonern besetzt.

Vor der Klosterpforte hielt der Wagen des Ritters.

Der alte Diener und der Mohr saßen vorn auf dem Bocke; der große schöne Bernhardinerhund lag auf dem Rücksitze. Der Fondsitz war leer.

In der Thür des Vogelsang'schen Gasthofs standen der Herr Christoph Vogelsang, seine Frau Rieke und der Ohm Andreas Appelbaum. Sie blickten neugierig nach dem Wagen und der Klosterpforte, wer aus dieser hervorkommen werde, um in jenen einzusteigen.

Der Pater Vitalis selbst hatte den Wagen bestellt; wofür und wozu, hatte er nicht gesagt.

„Ohm", sagte der Herr Christoph Vogelsang, „das ist heute ein curioser stiller Freitag hier!"

„Wenn es nur nicht der letzte hier ist!“ erwiderte der Ohm.

„Ja, Ohm, wir sind nun preußisch, und da kann man Alles erwarten.“

„Hm, Vetter, wir leben in einer neuen Zeit, und da geht das Alte zu Grunde. Alles hat seine Zeit.“

„Auch die Preußen, Ohm!“

„Auch die!“

Aus der Klosterpforte traten der Johanniterritter und an seinem Arme der Pater Guardian.

Der Mohr war vom Bocke gesprungen. Er nahm auf einen Wink des Ritters den andern Arm des greisen Mönchs. So hoben sie diesen in den Wagen.

Der Wagen fuhr zum Thore der Stadt hinaus.

Er langte auf der Schwalenburg an.

Eine preußische Schildwache trat ihm entgegen.

Aber auch der Schloßverwalter.

Er erkannte den Ritter, der ihm jenes Billet übergeben hatte.

„Euer Gnaden, das Schloß ist noch von dem preußischen Militär besetzt.“

„Nach Schloß Werdenburg!“ befahl der Ritter dem Kutscher.

Der Wagen fuhr weiter nach Schloß Werdenburg.

Diener eilten im Schloßhofe ihm entgegen.

„Melden Sie uns Seiner Erlaucht dem regierenden Grafen!“ bat der Ritter.

Noch ein Diener erschien.

„Comtesse Ferdinande läßt die hochwürdigen Herren zu sich bitten.“

„Gehen wir zu ihr, Bruder.“

Die Comtesse Ferdinande hatte durch ihr Fenster den Wagen ankommen sehen.

Ihr Vater war böser Laune. Er hatte durch zurückkehrende Leute aus der Stadt Waldenbrück Nachrichten von der Procession erhalten. Sie hatten ihn in hohem Grade aufgebracht, war der Comtesse mitgetheilt; es müsse wieder den gnädigen Herrn Erbgrafen betreffen; mehr wußte man nicht, erzählte man daher auch nicht, obwohl an den kleinen Höfen ebenso wohl und ebenso viel geklatscht wird wie an den großen.

Die Comtesse wollte, daß die beiden verschwundenen Erbgrafen bei der Rückkehr in ihr Schloß zuerst freundliche Gesichter sehen sollten.

Mit einem freundlichen Gesichte empfing sie die beiden Greise.

„Unsere Nichte Ferdinande!“ sagte der Ritter zu dem Mönche.

Der Mönch blickte in die Züge der edelsten Schönheit, des bittern Unglücks, küßte die schöne Stirn.

„Sie hat viel gelitten!" setzte der Ritter hinzu.

„O, nicht mehr als Ihr, als Euer beider edle Antlitze zeigen."

Ueber ihre schönen Züge flossen die Thränen.

„Ist Mamsell Treue noch hier?" fragte der Ritter dann.

Den Namen Evchen sprach er nicht aus. Er wollte den Bruder überraschen.

Die Comtesse öffnete eine Seitenthür.

Evchen stand darin.

„Evchen! Evchen!" rief der Mönch.

„Ja, unser Evchen!"

Und die beiden Greise umarmten das bescheidene Kind, dessen von Purpurglut übergossene Schönheit in doppeltem Reize strahlte.

„Und nun", sagte der Ritter, „Du freundliche Nichte Ferdinande, noch eine Bitte. Führe uns zu der würdigen Mutter. Und Evchen begleitet uns."

„Zu der würdigen Mutter aus dem Kloster zu Waldenbrück?" fragte von neuem überrascht der Mönch.

„Zu ihr."

„Und wie kommt sie hierher?"

„Du wirst es erfahren."

Sie gingen in das Zimmer der würdigen Mutter. Der Ritter hatte Evchen's Hand gefaßt.

Die Comtesse Ferdinande führte den Mönch.

Die würdige Mutter war allein in ihrem Gemach; auch sie in tiefem Sinnen, wie wenige Stunden vorher der eine der beiden Brüder, die jetzt zu ihr eintreten sollten. Auch Sabina, das Fürstenkind, dachte wohl über vergangene Zeiten nach, vielleicht über die letzten Augenblicke, in denen sie mit den beiden Brüdern zusammen gewesen war.

In den letzten Strahlen der untergehenden Sonne an jenem Tage vor fünfundvierzig Jahren hatten sie, zwei entsetzlichen Gespenstern gleich, vor ihr gestanden. Sie hatte seitdem keinen von ihnen wiedergesehen; sie hatte von beiden nie wieder etwas gehört.

Eine Stunde später, da die Schlucht in Finsterniß gehüllt lag, war ein Wagen an dem weißen Landhause vorgefahren. Der weißgepuderte Rheingraf war ausgestiegen, hatte sich mit der Tante eine Stunde lang eingeschlossen, war dann mit dieser in dem Zimmer Sabina's erschienen.

Die Dame hatte tief verweinte Augen. Sie schloß Sabina schmerzlich, leidenschaftlich in ihre Arme. Sie war unfähig zu sprechen.

Der Rheingraf nahm für sie das Wort.

„Ihre fürstliche Gnaden müssen sich von Ihnen trennen, erlauchtes Kind. Ihre fürstliche Gnaden haben

sich in christlicher Ergebung dem Unabwendbaren unterworfen. Ich hoffe, auch Sie, hochedles Kind, werden es."

Die kalten, trockenen Worte hatten der Dame die Sprache zurückgegeben.

„Mein Kind, mein Kind!" schrie sie auf.

Sie bedeckte das Kind mit ihren Küssen und mit ihren Thränen, und unter den Küssen und Thränen flüsterte sie ihm zu:

„Ich bin Deine Mutter. Die Welt durfte es nicht wissen. Auch Du nicht. Du durftest nicht Deinen Vater, nicht Deine Mutter kennen. Jetzt, da sie Dich auf immer von mir reißen wollen, kann, darf mein Mund nicht mehr schweigen."

Sie wollte noch mehr sprechen.

„Fürstliche Gnaden werden Abschied nehmen müssen", sagte mit seiner trockenen, harten Stimme der Rheingraf.

Die Dame fügte sich.

Sie umschlang noch einmal das Kind; sie erstickte es fast mit ihren Küssen.

Der Rheingraf zog sie zurück, nahm den Arm des Kindes.

„Lebe wohl! Lebe wohl!" rief die Mutter.

Sabina war betäubt.



Es war Alles so plötzlich, so gewaltsam, so schnell gekommen. Als sie sich hätte besinnen können, war es vorbei.

Sie ließ sich willenlos an dem Arme des kalten Mannes fortführen.

„Mutter! Meine Mutter!" rief sie zurück, in dem Augenblicke, da sie aus dem Gemache gezogen wurde.

Dann vergingen ihr fast die Sinne.

Ihr Begleiter mußte sie mehr tragen als führen.

Er brachte sie in den Wagen, fuhr mit ihr in die Dunkelheit der Nacht hinein.

In dem Wagen, in der Finsterniß erhielt sie das Bewußtsein zurück.

Sie hatte an einem Tage, in einer Stunde Alles verloren, den Geliebten, die in derselben Minute wiedergefundene Mutter.

Ein wilder Schmerz wollte ihr die Brust zerreißen.

Aber sie hatte eine große, starke Seele, schon damals, das kaum sechzehnjährige Kind. Sie wehrte dem Schmerz, sie bezwang ihn.

„Wohin bringen Sie mich?" fragte sie den Rheingrafen.

„Zunächst zu einem der kurfürstlichen Schlösser", war die Antwort.

„Und dann?"

„Durchlaucht", sagte der Rheingraf, „Sie haben schon als Kind dem Hofe oft Gelegenheit gegeben, die Stärke Ihres Charakters zu bewundern. Auf diese Stärke baue ich jetzt, wenn ich ohne längeres Zögern Ihnen eine Mittheilung mache, die Ihnen nicht vorenthalten bleiben kann. Sie sind für das Kloster bestimmt. In dem Schlosse, zu dem ich Sie jetzt führe, werden Sie noch einige Wochen für Ihre fromme Bestimmung vorbereitet werden. Alsdann werde ich die Ehre haben, Sie zu dem Kloster, dem Sie angehören werden, zu geleiten."

„Wer hat so über mich bestimmt?" fragte Sabina.

„Ein Wille, der sich nicht mehr ändern kann."

„Der Wille eines Todten?"

„Ja."

„Des Kurfürsten?"

Der Rheingraf antwortete nicht.

Sabina, das Fürstenkind, fragte nicht weiter.

Sie zeigte von diesem Augenblicke an nur jene Ruhe, jene Ergebung und jene Hoheit, die sie auch später nie wieder verließen.

Vier Wochen nachher brachte der Rheingraf sie in das Annunciatenkloster zu Waldenbrück.

Sie hatte nie wieder von ihrer Mutter, nie wieder von den beiden Brüdern etwas erfahren.

Dachte sie an jene Ereignisse, als die Thür ihres Zimmers auf Schloß Werdenburg sich öffnete und die Gräfin Ferdinande und Evchen Treue die beiden Brüder zu ihr führten?

„Meine Oheime Leopold und Franz!“ sagte die Comtesse.

Die Matrone blickte auf, sah die beiden edlen Greise an, sah die alten Augen, erkannte die bekannten Züge, erkannte noch mehr, jetzt, nach einem halben Jahrhundert.

Sie reichte dem Mönche, dem Grafen Leopold ihre Hand.

„Wir beide hatten uns geliebt!“ sagte sie.

Dann gab sie die Hand dem Ritter, dem Grafen Franz.

„Und wir beide hatten uns jedes in dem andern getäuscht! War es nicht so?“

„So war es, würdige Mutter!“ sagten beide Brüder.

Und die Matrone fuhr fort:

„Die Täuschungen erfüllten wohl uns alle mit tiefem Schmerz, mit schwerem Leid. Dennoch erkenne ich darin eine gnädige Fügung des Himmels. Wir wären auch ohne sie auseinandergerissen worden, aber wir hätten ohne sie uns hier nicht wieder zusammengefunden, als drei Menschen, deren Herzen in Friede und Zufriedenheit zusammenschlagen dürfen und hoffentlich nach dem

späten Wiederfinden noch lange so beisammen bleiben sollen."

Sie gaben sich alle drei die Hände drauf.

Dann erzählten sie sich.

Und dann drängten die beiden Brüder:

„Zum Bruder Eberhard."

Der regierende Graf Eberhard von Werdenburg ging in großem Zorne in seinem Arbeitskabinet auf und ab.

Der Charfreitag war auch für ihn ein schlimmer Tag gewesen. Die Preußen waren ihm in sein Land eingefallen, gewaltsam, plötzlich, ohne Achtung irgend eines Rechts, und nicht einmal als Feinde, die, da der Einfall ohne vorhergegangene Kriegserklärung geschehen war, nur das Kriegs- oder Völkerrecht verletzt hätten; nein, sie waren als Nachbarn gekommen, als gute Freunde, aber als Nachbarn und Freunde, denen Recht und Sitte gar nichts war, die sogar die Rechte seiner Souveränetät nicht beachtet hatten, die bei ihm eingefallen waren, nicht einmal wie der Lehnsherr bei seinem Vasallen, sondern wie die Polizei bei einem Polizeiobservaten.

„Himmel, wenn ich Soldaten hätte und so in das Land des Königs von Preußen eingefallen wäre! Und bin ich nicht ebenso wohl von Gottes Gnaden wie er?

Und gilt denn hier auf Erden nur die Gewalt? Dann kann es auch über die Könige und Kaiser kommen, wie jetzt die Grafen an der Reihe sind."

Und nun kamen dem guten Grafen die Nachrichten von der Procession in Waldenbrück. Sein Sohn, der Erbgraf, hatte den Simon gemacht!

„Kreuzträger! Ein Schauspieler für Bauern und Gevatter Schneider und Handschuhmacher! In einer Maske, die nur die schwersten Sünder, Bösewichter, Verbrecher nehmen! Und nicht einmal als der Herr Jesus! Mein Sohn! Der künftige Landesherr hier! Darf er es noch sein? Was fange ich mit ihm an? Das gestrige Urtheil des Familientribunals war lächerlich. Wie wird ihn eine Heirath bessern? Eine alte häßliche Xantippe? Sie wird ihn nur in ein wilderes, tolleres Leben, zu Verbrechen treiben. Er muß geradezu für unfähig zum Regieren erklärt werden. Entstehe daraus, was da wolle. Mein Justizdirector mag Recht haben, was Staatsrecht und Politik anbetrifft, aber über Staatsrecht und Politik geht die Ehre!"

Die Portière des Kabinets öffnete sich.

Der Kammerdiener des Grafen stand darin.

„Seine Erlaucht der Erbgraf."

„Ah! Hereinkommen!"

Der stramme regierende Herr nahm sich strammer

zusammen, um seine Ruhe und Würde als regierender Herr zu bewahren.

Der junge Erbgraf trat ein, unbefangen, klar und etwas leicht, wie immer.

„Du hast befohlen, gnädigster Vater!"

„Ja, noch habe ich hier zu befehlen. Noch bin ich der regierende Graf hier. Und noch sollen meine Befehle auch Dich treffen. Du warst in Waldenbrück?"

„Ich komme daher."

„Du trugst dort eine unwürdige Maske."

„Eine unwürdige, gnädigster Vater? Ich war der Kreuzträger Simon."

„Schickte sich das für Dich? Für einen deutschen Reichsfürsten?"

„Gnädigster Vater, ich that damit ein gutes Werk."

„Es war ein Possenspiel für Dich!"

„Es war das einzige Mittel zur Befreiung meines Vetters, des Herrn von Bütow."

„Der Herr von Bütow ist Dein Vetter nicht."

„Er ist Annettens Mann! Und, Vater, die Befreiung ist gelungen."

„Und Dir ist es dadurch gelungen, Dich um die Nachfolge in der Regierung zu bringen."

„Hm, Vater —"

„Ein Mensch wie Du darf nie regierender Herr dieses Landes werden."

„Gnädigster Vater, ich sprach in diesem Augenblicke meine Schwester Ferdinande."

„Was soll sie?"

„Sie war auf dem Wege zu Dir und blieb nur zurück, weil Du mich zu Dir befohlen hattest."

„Ich werde sie nachher empfangen."

„Sie war nicht allein. Zwei Herren waren bei ihr."

„Meine Tochter hat keine Herren zu mir zu führen."

„Hm, gnädigster Vater, auf Schloß Werdenburg haben sich in dieser letzten Stunde wundersame Dinge ereignet. Es sind drei Erbgrafen hier oder vielmehr keiner, aber drei regierende Herren."

Der Graf Eberhard erblaßte, aber nur einen Augenblick.

„Ahne ich die Wahrheit?" rief er.

„Ja, mein Vater, die verschwundenen Erbgrafen sind zurück, hier, dort im Vorzimmer."

„Eine halbe Minute!" sagte der Graf Eberhard.

Er mußte sich in seinen Lehnsessel niederlassen, aber nur die halbe Minute. Dann war er wieder der stramme Herr, wenn er auch nicht mehr regierender Herr war.

Er ging selbst zu der Portière, öffnete hinter ihr die Thür des Vorzimmers.

Die beiden verschwundenen Erbgrafen traten ihm entgegen.

Die drei Brüder standen sich gegenüber; alle drei Greise, aber zwei von ihnen hohe edle Gestalten in der Tracht des Johanniterritters und des Bettelmönchs und der dritte, der regierende Herr, so stramm und so klein.

Sie erkannten sich, sie umarmten sich.

Und in die Umarmung trat der kleinste der vier Brüder, der Graf Kurt.

„Gespenster, Gespenster, Bruder Eberhard!" rief er.

Da kam ein anderes, wenngleich schwaches Licht in den kindischen Geist.

„Die Erbgrafen! Die verschwundenen Erbgrafen! Leopold und Franz!"

So klatschte er in die kleinen Hände, und dann sprangen an den hohen Greisen in die Höhe und umarmte und küßte sie, und sie küßten mit Liebe das greise Kind wieder.

Der regierende Herr — factisch war er es ja noch — wollte dann seinen Sohn Leopold vorstellen.

Sie kannten ihn schon.

Da sprach der Graf Eberhard mit feierlicher Stimme:

„Wartet hier alle zwei Minuten!"

Darauf verließ er das Gemach.

Was mochte er vorhaben?

„Ich ahne es", sagte der junge Erbgraf.

Auch er hatte die Wahrheit geahnt.

Der regierende Graf kehrte am Arme seiner Gemahlin zurück.

Hinter ihnen ging die Comtesse Ferdinande.

Mit seiner Gemahlin trat er in die Mitte des Zimmers.

„Stelle Dich an die Seite Deiner Mutter!" sagte er zu der Tochter.

„Du, Leopold, tritt an meine Seite", wandte er sich zu dem Sohne.

„Und Du, Bruder Kurt, stellst Dich an der Seite meines Sohnes Leopold auf."

Sie thaten Jedes, wie er gesagt hatte.

Dann sprach der regierende Graf mit seinem feierlichsten Wesen zu den beiden Zwillingsbrüdern:

„Meine erlauchten und geliebten Brüder! Nachdem Ihr vor jetzt fünfundvierzig Jahren auf eine für Jedermann unbegreifliche Weise verschwunden waret und keine Kunde von Euch zu uns drang, mußte ich bei dem Ableben unseres hochseligen Herrn Vaters in Gemäßheit der Gesetze unseres erlauchten Hauses und

des deutschen Fürstenrechts die Regierung dieses Landes übernehmen, aber nur als Euer, der rechtmäßigen Herren und Regenten, Bevollmächtigter und Stellvertreter. Und nur als solcher habe ich sie bisher geführt, und als solcher gebe ich sie jetzt, bei Eurer durch Gottes Gnade herbeigeführten glücklichen Rückkehr, in Eure Hände zurück, mich zu jeder Verantwortung, Rechtfertigung und etwaigen Genugthuung gegen Euch erbietend. Zu allernächst aber gestattet, daß ich, meine Gemahlin, meine hier anwesenden Kinder und mein Bruder als Eure nunmehrigen Unterthanen Euch unsere ersten Huldigungen darbringen."

Die Zwillingsbrüder hatten während dieser Rede des regierenden Grafen nur einen einzigen Blick mit einander gewechselt. Als sie zu Ende war, trat der Ritter vor.

„Mein theurer Bruder", sprach er, „die Regierung dieses Landes kann keinen bessern Händen anvertraut werden, als von denen sie seit einer so langen Reihe von Jahren gewissenhaft und beglückend geführt worden ist. Das ist unser beider Meinung. Unser Bruder Leopold hat stets den Frieden und die Einsamkeit eines beschaulichen Lebens gesucht; ich sehne nach einem langen Leben voll Kämpfe und Beschwerden mich nach Ruhe. Den Regenten, auch dem kleinsten,

wird die eingebrochene neue Zeit nur neue Kämpfe und Beschwerden der mannichfachsten Art bringen. Wir beide würden ihnen nicht mehr gewachsen sein. Deinen stärkern Schultern ist die Last eine gewohnte. Wir bitten Dich, sie ferner zu behalten. Und so erlaube Du, daß wir unsere ersten Huldigungen unserer theuren Herrin und Schwägerin darbringen."

Und die beiden geistlichen Herren verneigten sich vor der regierenden Gräfin und küßten ihr die Hand mit der Courtoisie vollendeter Ritterlichkeit.

Der Graf Eberhard hatte keinen Widerspruch gegen ihre Weigerung.

Aber wohl hatten dann der regierende Graf und der junge Erbgraf eine Bitte an die beiden alten Erbgrafen.

Der Graf Eberhard bat die Brüder, fortan in der Heimat zu bleiben, und der junge Erbgraf hatte die Bitte an die Oheime, mit ihm gemeinschaftlich ihren Sitz wieder auf ihrer lieben Schwalenburg zu nehmen.

Die beiden geistlichen Herren nahmen die Einladungen an, der Pater Guardian mit dem Vorbehalte der Genehmigung des Pater Generalis des Franciscanerordens.

Sechstes Kapitel.

Der Kukuk ruft bei uns nicht lange, hatten die Leute in der Stadt Waldenbrück gesagt, als der preußische Adler bei ihnen angeschlagen wurde.

Das war im Frühjahr 1806.

Am 14. October 1806 ward die Schlacht von Jena geschlagen, in welcher die Preußen von Kaiser Napoleon vollständig besiegt wurden.

Wenige Tage später waren nicht blos in der Stadt Waldenbrück, sondern überall im westlichen Deutschland, wo noch preußisches Land war, bis an die Elbe hin, die preußischen Adler abgerissen. Die Franzosen nahmen das Land im Besitz und machten französische Königreiche und Großherzogthümer daraus. Die Fran-

zosen begnügten sich nicht blos mit preußischem Lande; sie raubten alles Land, das, namentlich im nördlichen Deutschland, ihnen eben gefiel. Auch die Grafschaft Werdenburg wurde vom Kaiser Napoleon für gute Beute erklärt und mit dem Amte Waldenbrück dem neuen Königreiche Westfalen zugeschlagen.

Der Graf Eberhard von Werdenburg war kein regierender Graf mehr.

Es war ein Schlag, den der stramme kleine Herr nicht verwinden konnte.

Er wanderte noch vor dem Act der Besitznahme aus, in das südliche Deutschland, wo die Franzosen wenigstens nicht unmittelbar herrschten. Seine Gemahlin und seine Tochter Ferdinande mußten ihn begleiten.

Nach Jahresfrist war er gestorben. Mit dem Regimente von Gottesgnaden war sein Leben verwachsen.

Seine Wittwe kehrte zu ihrem Sohne nach Werdenburg zurück.

Die Comtesse Ferdinande hatte im Süden einen ältlichen mediatisirten Fürsten geheirathet.

Der junge Graf Leopold war in der Heimat geblieben.

Der Kaiser Napoleon beließ den von ihm depossе-

dirten Fürsten ihr Privatvermögen, ihre Schlösser und ihren Kohl.

Der Graf Leopold hatte die Verwaltung des dem gräflichen Hause verbliebenen Vermögens übernommen, und er war ein guter Wirth geworden, vielleicht ein um so besserer, da er kein regierender Herr zu werden brauchte.

Ein Jahr nach dem Tode seines Vaters hatte dann auch er eine Veranlassung, die Werdenburgische Famile zu einem Familientribunale zusammen zu rufen. Er hielt sich aber nur an die Linie Werdenburg-Werdenburg.

Und auf dem Schlosse Werdenburg traten zusammen: die Mutter des jungen Grafen, die Wittwe des Grafen Eberhard, die mit ihrem Sohn auf Schloß Werdenburg wohnte; die beiden ehemaligen Erbgrafen Leopold und Franz, die, nachdem der Pater Guardian die Erlaubniß erhalten hatte, seine Tage außerhalb des Klosters zu beschließen, beide auf der Schwalenburg wohnten, wo Evchen Treue als ihre Schloßherrin die Honneurs machte; die ehemalige Comtesse Ferdinande, die jetzt durchlauchtige Fürstin, und der Graf Kurt, der immer das Kind war.

Der jüngere Bruder des Grafen Leopold war noch nicht großjährig.

Der Graf Leopold hatte dem hohen Familientribunal die Frage vorzulegen, ob die erlauchte Familie ihre Einwilligung dazu geben wolle, daß er Jungfrau Evchen Treue zu seiner ehelichen Gemahlin nehme.

Sie gaben ihre Einwilligung einstimmig, auch die durchlauchtige Fürstin.

Das französische Regiment in Deutschland dauerte sieben Jahre.

In den Feldzügen von 1813 bis 1815 kämpfte der ehemalige preußische Kasemattengefangene Herr von Bütow als General. Er war nach seinem Entkommen aus der Festung über Holland nach Rußland gegangen, wo man den tüchtigen Offizier aufgenommen hatte.

Im Jahre 1816 wurde das Amt Waldenbrück von Preußen wieder in Besitz genommen, ebenso die Grafschaft Werdenburg, die auf dem Wiener Congresse an Preußen abgetreten war.

Bei der Besitznahme wurde der Graf Leopold von dem König von Preußen in den Fürstenstand erhoben, und auch Evchen Treue war jetzt eine durchlauchtige Fürstin.

Damit war denn auch der alte Fluch gelöst, der keinen Erbgrafen von Werdenburg zum regierenden Grafen werden ließ.

Aber glückliche Menschen wohnten auf Schloß Werdenburg wie auf der Schwalenburg.

Zu ihnen gehörte die würdige Mutter, das Fürstenkind, das seinen Vater und seine Mutter nicht hatte kennen dürfen. Sie hielt sich abwechselnd in den beiden Schlössern auf.

Von ihren letzten Tagen muß ich noch erzählen; ich versprach es oben.

Sie hatte ihr einundachtzigstes Jahr erreicht oder zurückgelegt; sie wußte es selbst nicht genau; ihren Taufschein hatte sie nicht gesehen und kein Anderer Sie war noch im vollen Besitze ihrer Geisteskräfte, aber sie fühlte die Kräfte ihres Körpers schwinden und ahnte die Nähe ihres Todes. Da wurde sie von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach ihrem Kloster erfaßt, in dem sie so viele Jahre, vergessen von den Ihrigen, die sie nicht kannte, unbekannt denen, die um sie waren, unbekannt sich selbst, dennoch zufrieden und glücklich im Wohlthun und im Gebete gelebt hatte.

Das Nonnenkloster war in ein Militärmagazin umgewandelt, nur ein Flügel war in seinem frühern Zustande erhalten. Es war der, in dem auch die Zelle lag, die sie als würdige Mutter bewohnt hatte.

Auf Verwendung des Fürsten von Werdenburg wurde die Zelle ihr eingeräumt.



Sie bezog sie mit der alten Klosterschwester, die immer ihre treue Begleiterin geblieben war.

Acht Tage lebte sie noch dort, allein mit der alten Schwester.

Sie hatte es so gewünscht; sie wolle, wie sie so viele Jahre allein in ihrem Kloster gelebt, auch allein darin sterben. So hatte sie auch von allen ihren Lieben auf Schloß Werdenburg und auf der Schwalenburg Abschied genommen.

In dem Kloster hatte sie dann zwei oder drei Frauen des Städtchens, die früher mit ihr in Verkehr gestanden, noch einmal sehen wollen. Unter ihnen war meine Mutter.

Meine Mutter hatte ihr von Allem erzählen müssen, auch daß sie mich, der ich damals in einer andern Gegend preußischer Richter war, zum Besuch erwarte. Die Matrone hatte gewünscht, auch mich noch zu sehen.

Ich ging gleich nach meiner Ankunft in dem Städtchen zu dem Kloster.

Ich fand die alte würdige Frau in ihrer alten Zelle. Sie saß in ihrem Lehnstuhl.

Einundachtzig Jahre alt, war sie das wunderbar schöne Bild einer edlen Matrone.

Sie war bei vollem Bewußtsein.

Sie freute sich, mich wiederzusehen.

Ich durfte ihr die Hand küssen, wie ich es als Kind gethan hatte.

Sie sprach mit mir über meine Kinderzeit, wie ich öfters bei ihr im Kloster gewesen sei.

Sie sprach dann von ihrem nahen Tode, sie sagte mit freudiger Erhebung:

„Das Leben ist schön, schöner ist die Vereinigung mit Gott!"

Dann winkte sie mir ihren Segen zu.

Eine halbe Stunde darauf war sie gestorben. Sie war still und ruhig eingeschlafen und nicht wieder erwacht.

Es war im August des Jahres 1826.

So starb ein unbekanntes Fürstenkind.

Ihre Aeltern hatten beide hohen fürstlichen Geschlechtern angehört, aber die Welt hatte es nicht wissen dürfen und sie selbst nicht.

Man hatte sie als Kind in dem Kloster versorgt und begraben.

Das Grab ist ja am Ende die sicherste Versorgung.

Aehnliches geschah häufig in der alten Zeit. Die neue Zeit ist nicht so decent.

Aber tadeln wir nicht die alte und nicht die neue Zeit.

Wünschen wir nur, daß in jeder Zeit das Rechte fortschreite. Das Rechte aber ist das Recht und die Freiheit und die Liebe der Menschen unter einander.

Ende.



Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.